BOM13

Redaktionelles Kollektiv
für unkonventionelle Redaktion

Magazin Ausgabe Nr.05 · Januar 2014 · Thema:

Die Anderen – Angst und Faszination

05

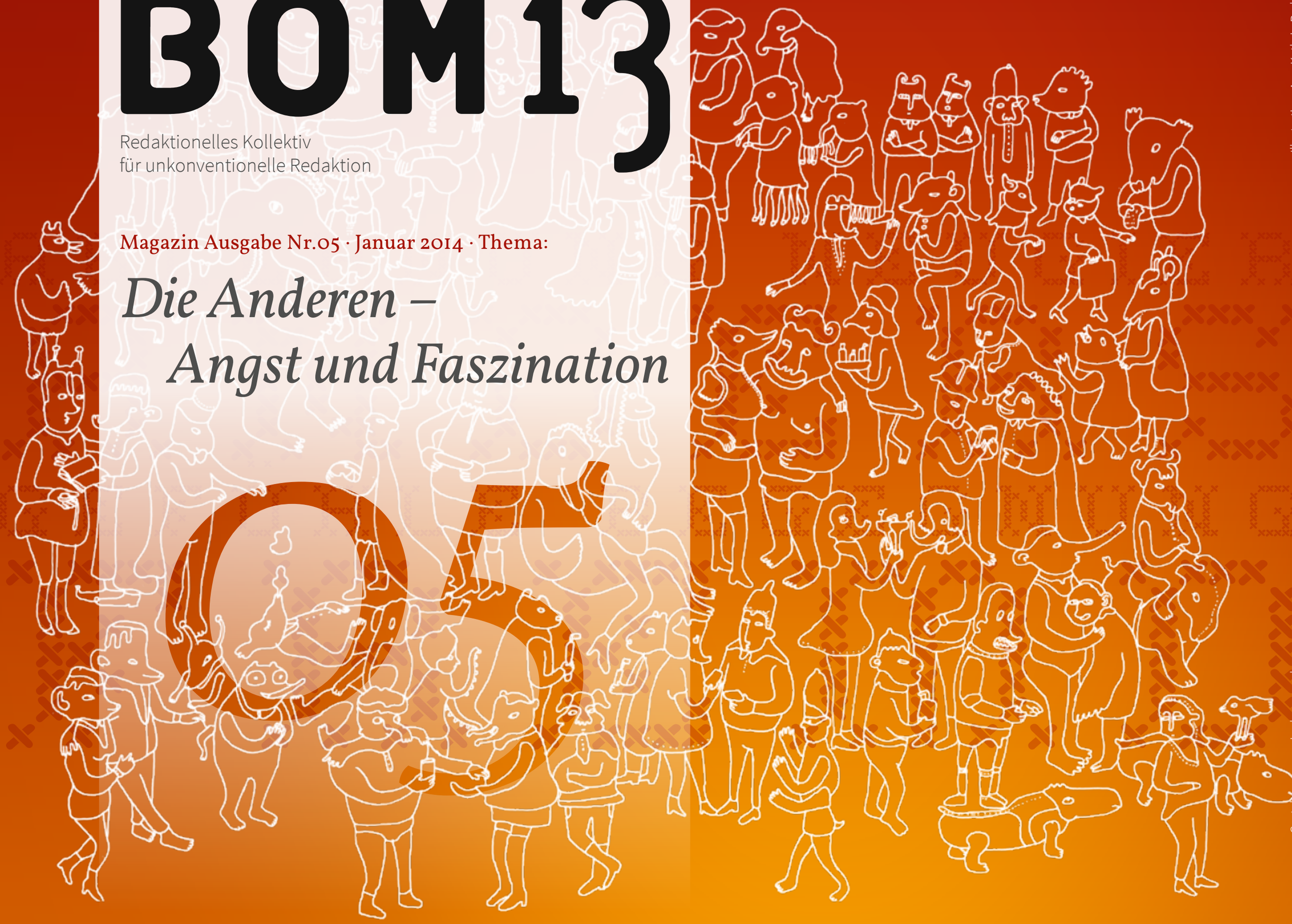


Illustration: Ann-Kathrin Radtke

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Editorial

Und plötzlich fragte man uns von Seiten der Zentralbibliothek, ob wir nicht Lust hätten, die „38. Literarische Woche Bremen“ mit einer neuen BOM13-Ausgabe sowie einer Lesung plus Ausstellung zu eröffnen. Zu welchem Thema denn überhaupt? „Die Anderen – Angst und Faszination“, lautete die Antwort.

Da standen wir nun also. Sollten wir uns tatsächlich erstmals ein Thema von außen vorgeben lassen? Warum nicht, einen Versuch schien es auf jeden Fall Wert. Zumal uns das Thema auf den ersten Blick zusagte. Beim zweiten Blick kamen dann die Fragen auf: Wer sind die anderen? Wie sehen sie aus? Gibt es sie überhaupt oder sind sie nur ein Konstrukt unserer selbst? Und ist nicht jeder Mensch anders, irgendwie?

Ob es uns gelungen ist Antworten auf die Fragen zu finden? Egal. Die Auseinandersetzung mit dem Thema war das Entscheidende!

Inhalt

Editorial

Magical Mystery	Martin Maertens
Schuld	Gianna Lange
Techno, Kokain und Nazis	Chris Helmbrecht
Das Leben ohne die Anderen	Sylvia Roth
10 Begegnungen	Max Jaehling
Sergej	Martin Maertens
Die Angst ist real – Ein Selbstversuch	Felix Jongleur
Besondere Kind	Martin Maertens
Das Beste aus zwei Welten	Steffi Urban
Grenzgaenger	Laura Bohlmann
Ich habe meine Homosexualität versteckt	Martin Maertens
3 Straßen	Sabine van Lessen
Abgerechnet	Annica Müllenberg
Pennerglück	Kai Hennes
Fremd	Martin Märtens
Die Anderen	Sönke Busch
Ein Suppenengeltag	Yvonne Janetzke
Unbekannte Variable	Annica Müllenberg
Holländer für eine Nacht	Annica Müllenberg
Warten auf den Tag XX	Viola Diem
Anderer Ausflug	Annica Müllenberg
BomBon	

Impressum & Vitae

Magical Mystery

Martin Märtens

Foto: Charlotte Goltermann

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Magical Mystery oder: Die Rückkehr des Karl Schmidt

„Ich fand, dass ich ihm noch was schuldig war“, hat Sven Regener über seinen Protagonisten Karl Schmidt gesagt. Jenen Karl Schmidt, der am Ende des ersten Lehmann Romans unmittelbar vor Mauerfall aufgrund von Drogenkonsum und Schlafentzug in der Klapsmühle landete. Fünf Jahre danach findet sich Karl Schmidt in einer von ehemals Drogenabhängigen bewohnten WG zwischen Supervision und Aushilfshausmeistertätigkeit wieder. Er ist clean, das Leben öde und langweilig.

Da scheint es wie gerufen, als er zufällig einen alten Bandkollegen aus Berliner Zeiten wieder trifft, der mittlerweile ein sehr erfolgreiches Technolabel leitet und beschlossen hat, mit einigen seiner Künstler auf Tournee zu gehen. Genauer gesagt auf die Magical Mystery Tour. Da bei so etwas immer reichlich Drogen und Alkohol im Spiel sind, brauchen sie dafür dringend einen Fahrer und wer wäre da besser geeignet als Karl, beziehungsweise Charly Schmidt, der nichts mehr nehmen darf. Er ist der Andere im Bus und auf der Tour. Früher selbst dabei, schlüpft er jetzt in die Rolle des Beobachters, sieht das Treiben aus Drogen, Alkohol und Musik und wirkt in der Techno-Glitzerwelt fast wie ein Relikt aus einer anderen Zeit.

Regener schickt seine Bande aus „Mauken, Quatschköpfen und Dödeln sowie zwei Meerschweinchen“, wie er sie selber nennt, auf ihrer Tournee kreuz und quer durch die Republik. Dabei kommt es, wie sollte es anders sein, zu zahlreichen obskuren Situationen die ihren Höhepunkt schließlich in einem Auftritt im Schleswig-Holsteinischen Schrankenhusen-Borstel finden, wo die selbst ernannten Techno-Hippies im Rahmen einer Rollstuhlfahrerdisco (ohne dies im Vorfeld gewusst zu haben) mitten auf dem Land auflegen müssen.

Regener ist ein Beobachter der kleinen, schrillen Dinge des Lebens und bringt diese in Magical Mystery – ähnlich wie bei der Lehmann-Trilogie – in Roman-Form. Dabei schafft er es, neben einem Einblick in die Anfänge der deutsche Techno-Szene Anfang der 90er Jahre, trotz aller Komik und Wortwitz, das Innenleben des von seiner Drogenabhängigkeit gezeichneten Karl Schmidt, sensibel und teilweise sogar bedrückend darzustellen. Ein neuer Held wurde geschaffen. Könnte sein, dass nach der Lehmann-Trilogie nun auch die nächsten Schmidt-Romane bald in Arbeit gehen.

Roman, Galiani-Berlin, 22,99 Euro

Kurzinterview: Sven Regener zu seinem Roman Magical Mystery

„Die Anderen – Angst und Faszination“ – eigentlich wäre das doch auch ein ganz passender Titel für ihr aktuelles Buch gewesen, oder?

Sven Regener: Ja, wobei mir das etwas zu schwer, etwas zu sehr auf die Kacke gehauen wäre. Wobei im Grunde und in gewisser Hinsicht würde das schon passen.

Zumal sich ihr Protagonist Karl Schmidt in eine Situation begibt, die Angst und Faszination eigentlich gleichzeitig bedeutet.

Er riskiert auf jeden Fall sehr viel. Wobei alles riskante natürlich diese beiden Seiten – Angst und Faszination – hat. Das stimmt also.

Letztendlich nehmen Sie auch die Person Karl Schmidt, setzen sie in den Bus zu den Techno-Freaks und lassen ihn ganz bewusst „die anderen“ beobachten ….

Er ist da der Außenseiter. Aber nicht richtig, denn er ist ein akzeptierter Außenseiter, weil er früher ja mal dazugehört hat. Etwa wie ein ehemaliger Fußballspieler, der ein Bein verloren hat, aber immer noch im Mannschaftsbus mitfährt. Er kann sozusagen gar nicht anders. Er ist in einer Zwitter-Situation: Er kann nicht mit den anderen feiern, wird aber trotzdem keine Spaßbremse sein.

BOM
BON
ANGST

Schuld sind immer …

Gianna Lange

Foto: Franzsika Evers

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Frida zieht sich die Kapuze tiefer ins Gesicht. Ein kalter Wind bläst durch die Straßen und immer wieder kündigen Regentropfen ein Schlechtwetter an, das dann doch ausbleibt. Neben ihr kontrolliert Karl seine Kapuze. Er tastet nach jedem einzelnen Pinn in dem schwarzen Stoff, die mit linkspopulistischen Parolen Karls Weltanschauung deutlich machen. Frida grinst. Sie sieht sich um. So viele Menschen, die eine Meinung teilen. Die dafür auf die Straße gehen, ihrem Ärger Luft machen. Und sie ist mitten drin. Hinter ihnen thront die Rote Flora, heute mehr denn je ein Symbol für Freiheit, Gerechtigkeit und die Stimmen der kleinen Leute. Heute werden sie laut.

Die dafür auf die Straße gehen, ihrem Ärger Luft machen

Jonas hockt im Polizeibus, eingeklemmt zwischen Kollegen. Es ist einer der alten Busse. Grün-weiß. Die haben sie wieder hervorgeholt, um eine kleine Armee ins Schanzenviertel zu karren. Als sich die alte Schiebetür mit Schwung öffnet, liegt vor ihnen eine schwarze, brodelnde Masse. Davor haben sich seine Kollegen bereits formiert. Geordnet, bepanzert und mit weißer Aufschrift: POLIZEI. Wie eine Wand. Dahinter rumort das Volk und macht seinem Ärger Luft. Schilder, Banner und Parolen fordern Asyl für die Lampedusa-Flüchtlinge und den Fortbestand der Roten Flora als Kulturzentrum und der Esso-Häuser auf dem Kiez. Gentrifizierung stoppen, Yuppies raus! Jonas setzt seinen Helm auf. Neben ihm taucht sein Kollege Frank auf. „Linkes Pack," brummt er. „Hab ich da vielleicht Bock drauf, mir hier für die Idioten die Beine in den Bauch zu stehen?" Frank hatte die nervige Angewohnheit, seine Meinungen in Form von rhetorischen Fragen zu äußern. „Bewirken werden die eh nix." „Also sollen sie es gar nicht erst versuchen?", schaltet sich Anni ein. Frank schaut noch grimmiger. Anni ist ihm zu liberal, um eine gute Polizistin zu sein. „Sie sollen uns nicht unsere Zeit stehlen und uns in Ruhe lassen." Er setzt seinen Helm auf. „Ich kann sie eigentlich ganz gut verstehen," sagt Jonas, ohne nachzudenken. Er spürt Franks Blick. „Dann stellt euch doch dazu! Aber erwartet keine Gnade, wenn die ersten Steine fliegen." „Du sollst doch nicht mit Steinen auf die Antifa werfen!", spottet Anni. „Witzig," brummt Frank. „Ihr wisst, was ich meine. Glaubt hier echt noch jemand, dass die auf Frieden aus sind?" „Die vielleicht nicht," sagt Jonas und stülpt sich seinen Helm über, „aber wir."

Aber erwartet keine Gnade, wenn die ersten Steine fliegen

Karl blickt mürrisch zur Polizei rüber. „Guck dir die Bullenparade an. Die fahren krasser auf, als wenn hier die Nazis aufmarschieren." „Tja, Karlchen," tönt es von der Seite, „extrem ist extrem!" Tom ist aus der Masse aufgetaucht und trieft vor Sarkasmus. Frida seufzt in sich hinein. Tom ist so links, dass alle anderen dagegen wie konservative schwarz-gelb-Wähler wirken. Frida hatte Karl mal gesagt, dass niemand Toms Meinung erreichen kann, weil er sie dann immer noch ein Stückchen weiter links ansiedelt. Er tritt mit dem

Selbstverständnis auf, der einzig wahre Sozialist zu sein, und könnte selbst in der Antifa noch rechte Tendenzen finden. Als Allwissender ist es einfacher, der ganzen Welt die Schuld an allem zu geben. Karl hatte gelacht, aber Frieda wusste, dass Tom ihn am Haken hatte. Karl bewunderte ihn und so schaut er ihn auch jetzt an, als hätte er seinen Rudelführer gefunden. Toms Rucksack klötert. Er sieht Fridas besorgtes Gesicht und grinst. Dann holt er den Rucksack mit Schwung nach vorn und öffnet ihn. „Ich sage: Wenn sie extrem erwarten, geben wir ihnen extrem." Der Rucksack ist gefüllt mit Steinen und leeren Glasflaschen.

Anni ist mittlerweile sichtlich genervt. Von Frank. „Dir wär also lieber, sie würden alle zu Hause bleiben und die Fresse halten, wenn ihnen was nicht passt?"

„Mir wär lieber, sie würden sich an die friedliche Demo halten und nicht unsere Autos kaputt werfen." „Das sind doch nur ein paar Extreme." Anni deutet in Richtung der Masse. „Die sind nicht alle so drauf." Frank schnaubt. „Denkst du." Anni schüttelt den Kopf. „Das ist Demokratie, Frank. Das Recht auf Versammlung und freie Meinungsäußerung. Sie haben eine Stimme und sie sollten sie nutzen." „Das ist nicht Demokratie, das ist Anarchie. Das wollen die doch. Wollen hier die Buden besetzen und die Leute ins Land lassen, wie es ihnen passt. Und denken kein Stück darüber nach, was das mit dem Land macht. Und wir dürfen uns dann mit dem Gesindel rumschlagen. Hab ich da Bock drauf?" „Wir müssen für Ordnung sorgen, weiter nichts," schaltet sich Jonas ein. Die Diskussion geht ihm auf den Sack. Die überfüllte Kreuzung ist laut genug. Immer wieder mischen sich linke Parolen mit Schlachtrufen, die direkt an ihn und seine Kollegen gerichtet sind. „Das heißt, wir müssen warten, bis einer ausrastet," erklärt Frank. „Dann nehmen wir ein paar Leute fest, filzen einige andere und dann ist der Spaß vorbei. Warum warten, bis einer ausrastet? Wir könnten das Ganze auch abkürzen. Die sind doch nur hier, um ein paar Bullen abzuwerfen." Und er fügt angeekelt hinzu: „Linkes Pack!" Jonas sieht ihn an. Mit dem Helm etwas schwierig, aber er findet Franks grimmige Visage. „Mann, bei der Einstellung wundern mich die Spitznamen echt nicht." „Welche Spitznamen?" „Die sie uns geben. Hör genau hin."

„Faschisten!" Tom ist in seinem Element und unterstreicht seine Beleidigungen mit einem Faustschlag in die Luft. Frida redet auf Karl ein. „Deswegen sind wir doch wohl nicht hier, oder? Wir wollen protestieren." Tom grinst wieder sein hämisches Grinsen. „Wenn das kein Protest ist, Schätzchen-" „Mit dir rede ich nicht!", faucht Frida. In ihren hintersten Hirnwindungen fällt ihr plötzlich doch ein guter Nutzen für Toms Wurfgeschosse ein. Tom hebt spöttisch abwehrend die Hände. „Deine Aggression ist völlig fehlgeleitet." Er lässt vorsichtshalber das ‚Schätzchen' weg. „Ich bin nicht der Feind, das ist der Feind." Er zeigt auf die Mauer aus Polizisten. „Das ist nicht der Feind, die arbeiten nur für ihn. Die Politik baut doch den ganzen Mist." „Und wer ihr dient, ist aus welchem Grund mein Freund?" „Weißt du überhaupt, was das ist? Ein Freund? Du hast doch nur Genossen. Und wer nicht für dich ist, ist gegen dich, oder?" „Genau so sieht's aus." Frida reckt den Hals. „Na dann gehört der erste Stein in meine Fresse, wenn das deine Art ist." Karl macht einen Schritt nach vorn und stellt sich halb zwischen die beiden. „Okay, wie wäre es, wenn hier niemand irgendwem Steine in die Fresse wirft?" Tom hört ihm nicht zu. „Dir gehört nur ein bisschen das Hirn gewaschen, die Naivität muss weg! Die Steine sind für die Faschisten." „Das ist doch nicht die SS!"

Frida nimmt ebenso wenig Notiz von Karls Schlichtungsversuch. „Die machen ihren Job. Und lassen uns in Ruhe, wenn wir sie in Ruhe lassen.“ „Ja,“ sagt Tom sarkastisch. „Hat die SS auch gemacht. Ihren Job.“ Frida stöhnt genervt auf. „Leute,“ sagt Karl dieses Mal mit Nachdruck. „Wir sind doch alle aus demselben Grund hier, oder? Wir sind einer Meinung?! Und die dürfen wir vertreten. Laut.“ An Tom gewandt fügt er hinzu: „Aber friedlich.“ Tom schnaubt. „Du willst vielleicht Frieden.“ Er lässt die Polizei nicht aus den Augen. „Die nicht.“

Frida, Karl und Tom sahen zuerst die Wasserwerfer. Jonas, Anni und Frank sahen zuerst die Steine. „Die rasten aus!“, brüllte Frank. „Die Penner machen die Straße zu!“, schrie Tom.

Es dauerte an diesem Tag nicht lange, da trafen Steine und Flaschen, Fäuste und Schlagstöcke im Regen der Wasserwerfer aufeinander. Einige Autonome rasteten aus, während die Polizei die Demo zerschlug, bevor sie sich überhaupt in Bewegung gesetzt hatte. Straßenschlachten entbrannten. Das Stadtgebiet wurde zum Gefahrengebiet erklärt, wo die Polizei jeden filzen durfte, sah man nur links genug aus. Ohne Konsequenzen. Keine zwei Wochen später wird das Gebiet von der Altstadt über St. Pauli und Altona bis nach Eimsbüttel ‚bis auf Weiteres‘ erneut zum Gefahrengebiet erklärt, von Kritikern spöttisch Danger-Zone oder Dangerhood genannt. Die Polizei darf verdachtsunabhängig Mitbürger durchsuchen, Ausweise kontrollieren sowie Platzverweise und Aufenthaltsverbote erteilen. In den Medien, allen voran im Internet, entbrennt ein Kampf, wer hier im Recht ist und wer nicht, wer lügt und wer die Wahrheit spricht. Welchen Medien man nun glauben sollte und welchen nicht. Welche Medien schlichtweg nur Polizeisprecher zitieren und welche mitten drin, statt nur dabei sind. So mitten drin, dass sie parteiisch sind? Die Antwort hängt davon ab, wer gefragt wird. Fragen wir schwergewichtiger: Wer ist Schuld? Die Antwort ist immer gleich, egal wer gefragt wird.
Die Anderen.

Techno, Kokain und Nazis

Chris Helmbrecht

Foto: Arma

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Er ist als DJ in Russlands Nachtleben unterwegs. Immer wieder passieren Chris Helmbrecht dabei skurrile Dinge, in denen er merkt, dass er der Andere in einem Land ist, welches ihn auch nach zehn Jahren noch immer fasziniert. Manchmal erkennt er sich dabei selbst nicht wieder. Ein Erlebnisbericht.

Wir stehen im Arma, einem der größten Techno-Clubs in Moskau. Backstage ist die Hölle los und es ist fast enger als vorne im öffentlichen Bereich. Ich selbst hatte heute eine Party im Pacha mit Mr. Mike, einem Engländer, der in Lausanne wohnt. Mike rockt die Turntables, singt und rappt, was das Zeug hält. Das alles in einer Person und er tut das nicht schlecht, wenn man bedenkt, dass er schon über sechzig ist. Mike ist ein Netter und wir laden ihn gerne ein. Dieses Mal haben wir sogar zwei Auftritte für ihn. Heute war er im Pacha und morgen werden wir in St. Petersburg vor einem noch größeren Publikum auftreten. Ich habe Mike gebucht und muss mich nun um ihn kümmern. Der Auftritt im Pacha war gegen vier Uhr vorbei und eigentlich wollten wir danach ins Hotel zurück, aber Mr. Mike bekam noch eine Nachricht auf Facebook. Zwei italienische DJ-Freunde sind ebenfalls in der Stadt und spielen im Arma, also setzen wir uns in ein Taxi und fahren zur Techno-Party, obwohl wir wissen, dass wir gegen ein Uhr mittags schon am Bahnhof sein müssen.

Im Arma gibt es eine große Fläche vor dem DJ-Pult. Auf ihr tanzen etwa 1000 Leute, aber viel interessanter ist es Backstage hinter dem DJ-Pult. Dort geht es immer sehr lustig zu. Es gibt eine Menge freien Alkohol und jede erdenkliche Droge, die man in Moskau bekommen kann. Es ist nicht leicht, ein Bändchen für die Backstage zu bekommen. Wir stehen zwar auf der Gästeliste, aber das bringt uns nur in den Club. Vorbei an der langen Schlange vor der Tür und ohne Eintrittspreis. Drinnen verhandle ich mit dem Mädchen an der Kasse, aber sie will nicht. Leider kenne ich die Arma Leute nicht so gut, diese großen Techno-Läden sind einfach nicht mein Ding. Ich mag es kleiner und intimer. Gerade als wir versuchen, Mr. Mikes Freunde per Telefon zu erreichen steht Kolja hinter mir. Er ist auch DJ und wir kennen uns aus dem Pacha und von der Sochi-Musik-Konferenz. Dort hatten wir einen schweren Start, denn ich war ziemlich betrunken und habe ihn an der Bar unseres Hotels früh um sechs Uhr ein bisschen blöd angemacht. „Wer bist du? DJ Kolja? Kenn ich nicht. Aber ihr russischen House-DJs taugt ja eh nichts. Ist alles Kommerzkacke, was ihr hier spielt und ihr seid auch noch stolz darauf“. Ja, so ungefähr war das. Ich hab’s den superwichtigen Russen-DJs damals so richtig gegeben und mich komplett daneben benommen. Ein paar Wochen später saß ich Kolja abermals gegenüber. Der Besitzer vom Pacha hatte mich zu einem Treffen eingeladen und seinen Musikdirektor, DJ Kolja, mitgebracht, weil ich ihm sagte, dass er die Musik in seinem Laden ändern muss.

Dort geht es immer sehr lustig zu. Es gibt eine Menge freien Alkohol und jede erdenkliche Droge, die man in Moskau bekommen kann.

Foto: Arma

Kolja war überrascht und nicht sehr erfreut über unser Wiedersehen. „Warte mal, du bist doch der Typ, der mich in Sochi so blöd angemacht hat, oder?“, fragte er mich aggressiv. Wir haben das dann später in einem persönlichen Gespräch gelöst und ich habe mich für Sochi. Jedenfalls kennen wir uns nun gut und haben ein recht gutes Verhältnis.

„Was machst du hier?“, fragt Kolja. „Wir wollen Backstage, aber bekommen keine Bänder“. Kolja redet mit der Kleinen an der Kasse und kurz danach haben wir unsere Bändchen. Wir drücken uns durch eine Masse betrunkener Kids auf Drogen. Ich bin mittlerweile auch nicht mehr ganz nüchtern. Im Pacha standen wir hinter dem DJ-Pult und haben zu dritt ein paar Flaschen Champagner gekillt. Mr. Mike trinkt nur Champagner. Trotzdem bin ich hier im Arma auf einer ganz anderen Frequenz als der Rest der Kids, die um mich herumtanzen. Der Unterschied könnte kaum größer sein. Pacha ist ein Club für die obere Mittelklasse, mit sehr gutem Design und schönen Menschen im Alter um die 30. Arma ist eine alte Fabrikhalle, gefüllt mit Kids aus der Vorstadt in Streetwearklamotten oder seltsamen Kostümen. Backstage sieht die Sache anders aus. Ich treffe die Crème de la Crème der kommerziellen House-DJs. Ja genau. Die Leute, die ich ein Jahr zuvor in Sochi einen nach dem anderen zutiefst beleidigt habe. Dementsprechend unfreundlich ist die Reaktion auf unser Wiedersehen. Am Liebsten würde ich sofort nach Hause, aber Mr. Mike freut sich wie ein Kind und tanzt um seine DJ-Freunde herum, oben auf dem Pult. Kaum zu glauben, dass der Typ schon sechzig ist. Ich habe meinen Drink in der Hand, stehe in der Ecke und sehe mir das Treiben an. Die Frauen sind gut. Nicht zu glamourös und trotzdem alle sehr hübsch mit teuren Klamotten.

Vor mir steht einer der Russen-DJs und witzigerweise hat er noch jede Menge Kokain an seiner Nase kleben. Es sieht aus wie Puderzucker. Erst später sehe ich im Hinterraum eine kleine Schüssel stehen, aus der sich alle mit Koks bedienen. Das lässt mich kalt, denn ich bin kein Kokser. Ich habe es schon öfter probiert und ich mag den Effekt, aber irgendwie ist mir das Zeug nicht geheuer. Ich mag es auch nicht, wenn die Gäste auf einer Party zu viel koksen, denn dann stehen alle nur cool herum und es kommt keine richtige Stimmung auf. Na klar, die Kokser fühlen sich wohl und wenn alle koksen, dann ist es für sie wahrscheinlich eine gute Party, aber meine Definition einer guten Party sieht anders aus.

Mr. Mike sticht heraus. Er ist kräftig und der einzige Schwarze hier. Das mögen viele der Mädels. Es ist etwas anderes und sie alle kennen das Klichee von den großen schwarzen Schwänzen. Er genießt das und hat schon zwei sehr hübsche Blondinen im Arm, während ich mich ein bisschen langweile. Ich kenne eine der Blondinen. Sie ist die Freundin eines reichen Russen und ich habe die beiden in Sochi kennengelernt. Mr. Mike hat Spaß und nach einer Weile knutschen sie sogar. Eigentlich will ich schon lange nach Hause, aber ich mache mir Sorgen, dass ich meinen DJ-Gast verliere, wenn ich ihn nicht selbst im Hotel abliefere.

Er ist kräftig und der einzige Schwarze hier. Das mögen viele der Mädels.

Wir können nur diesen einen Zug nach St. Petersburg nehmen und wenn wir ihn verpassen, dann steigt die Party dort ohne uns

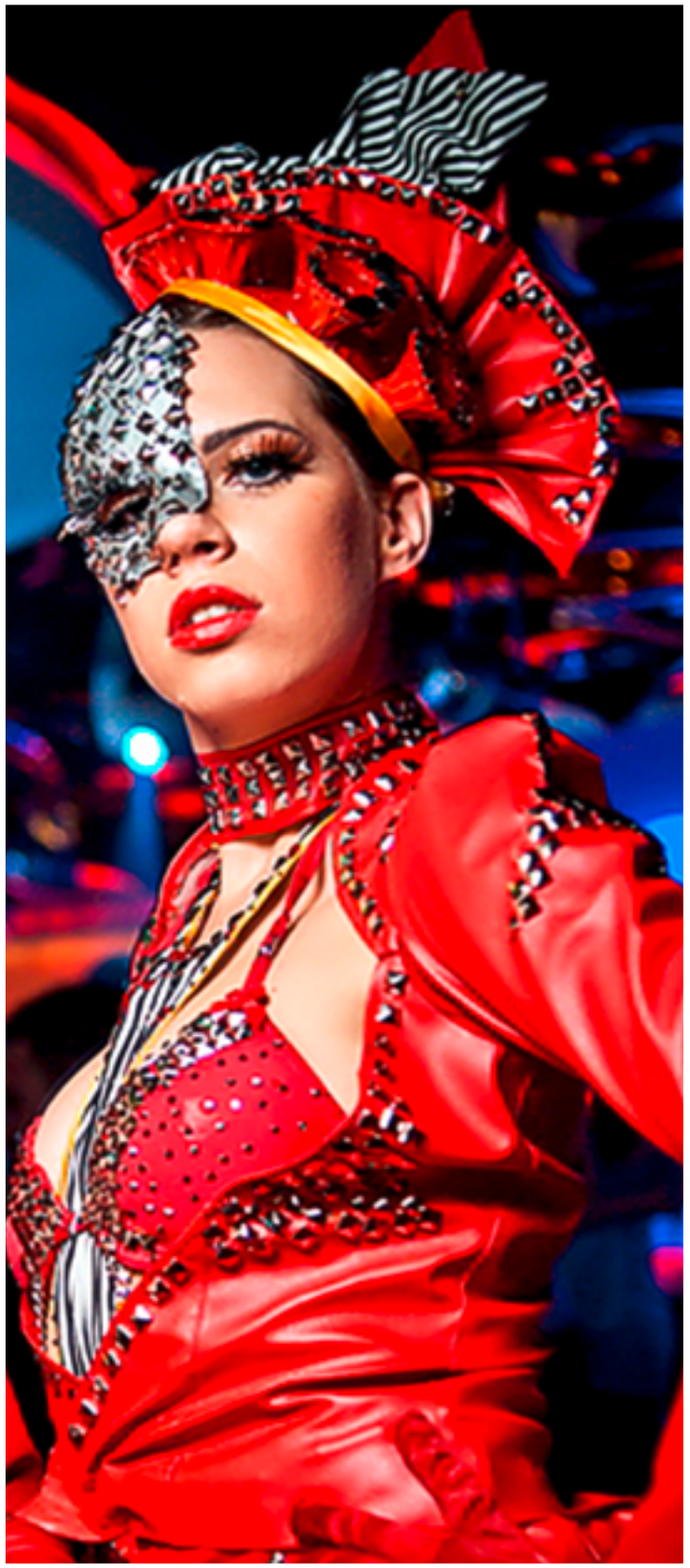


Foto: Arma

und der Sponsor wäre nicht sehr erfreut. Also bleibe ich und trinke noch einen Wodka Red Bull, um nicht zu müde zu werden. Die Blondine legt sich ganz schön ins Zeug und ich werde es nicht leicht haben, Mike loszureißen. Doch dann erkenne ich den Freund der Blondine. Er stand die ganze Zeit neben mir und ist ebenfalls ganz schön betrunken. Ich höre, wie er mit seinen Freunden über den „Schwarzen“ redet und nicht besonders erfreut darüber ist, dass seine Freundin mit ihm herumknutscht. Das ist keine gute Situation und als ich merke, dass die Stimmung neben mir aggressiver wird, gehe ich zu Mike hinüber. „Wir müssen jetzt gehen!“, sage ich sanft aber bestimmt. „Nein, hier ist es doch ganz gut. Ich will noch ein bisschen hier bleiben. Ich habe die Adresse vom Hotel. Geh du einfach nach Hause. Meine Freunde hier werden sich um mich kümmern“. „Sorry, das geht nicht. Wir müssen in fünf Stunden zum Zug und das Mädchen, welches du im Visier hast, gehört einem anderen. Der steht dort drüben mit seinen Freunden und ist ganz schön angepisst. Ich kenne ihn. Glaub mir, es ist besser, wir gehen jetzt“. Mike schweigt und sieht enttäuscht auf seine Blonde und dann zu ihrem Freund hinüber. Ich nehme seine Hand und ziehe ihn in Richtung Ausgang. Unterwegs verabschieden wir uns von seinen DJ-Freunden und danach bringe ich ihn ins Hotel.

Ich bin überrascht, als ich ein paar Stunden später ins Hotel komme. Mike sitzt mit gepackten Sachen in der Lobby und wartet auf mich. Ich hätte erwartet, dass ich ihn aus dem Bett holen muss und wir Stress haben. Eine Stunde später sitzen wir im Sapsan, einem schnellen Zug zwischen Moskau und St. Petersburg. Mit dabei sind die Sponsoren, allesamt Schweizer. Mike sitzt neben mir und schläft. Zwei Reihen vor uns, auf der anderen Seite sitzen zwei russische Pärchen. Die Männer sind um die 50 und Klichee-Russen. Billige Klamotten, Bierbauch, Stiernacken und kurz geschorene Haare. Sie trinken Whiskey aus der Flasche und schon während der Fahrt machen sie lautstarke Witze über den „Neger“ im Nachbarsitz. Gott sei Dank versteht Mike kein Russisch. Einige der Schweizer können Russisch und uns allen ist die Situation peinlich. Je mehr die Russen trinken, um so aggressiver werden sie und ihre Kommentare. Ich quittiere diese mit einem bösen Blick. Als wir in St. Petersburg ankommen und aussteigen wollen, kommt einer der Russen zu uns. Er zieht Mike am Arm zurück und sagt „Russen zuerst, Neger!“ Mike versteht kein Russisch, weiß aber, dass es sich hier um Rassismus handelt. Er bleibt jedoch ruhig und ignoriert den Russen einfach. Draußen auf dem Bahnsteig steht der Rest der Russen und sie klopfen dem Rassisten auf die Schulter. Die Männer sind schon gut betrunken. Man kann das sehen. Ich schiebe Mike an ihnen vorbei und gehe zielstrebig zum Ausgang des Bahnhofs, wo unsere Fahrer schon auf uns warten. Die Russen folgen uns und ich ahne nichts Gutes. Draußen warten wir ein paar Minuten, denn die Autos sind woanders geparkt. Der Rassist läuft um uns herum. Ich bin mir sicher, dass er etwas plant.

Die Männer sind um die 50 und Klichee-Russen. Billige Klamotten, Bierbauch, Stiernacken und kurz geschorene Haare.

Es ist fast so wie ein Hai, der um seine Beute schwimmt, bevor er zubeißt und ich fürchte, dass es dieses Mal nicht bei einem verbalen Angriff bleibt. Als er dann direkt auf Mike zuläuft, platzt mir der Kragen. Angriff ist die beste Verteidigung, das habe ich schon im Kampfsport gelernt. Ich stelle mich vor Mike und gehe einen Schritt auf den Russen zu. „Was?“, frage ich aggressiv und der packt mich am Kragen. „Na was? Du Scheißkerl. Mir reicht‘s jetzt! Der Mann hinter mir ist ein bekannter Top-DJ und du kleines Würstchen machst hier so einen Aufstand. Was willst du überhaupt mit deinen Nazi-Sprüchen. Du bist doch Russe. Wenn hier jemand Nazi-Sprüche ablassen könnte, dann bin ich das“. Der Russe ist verwirrt und schweigt. Die Schweizer hinter mir sind schockiert. Sie kennen mich nicht so aggressiv und sie erwarten, dass der Russe mir jeden Moment eine reinhaut. „Wo kommst du her?“, fragt der besoffene Russe aggressiv. „Bist du Engländer?“ „Nein Mann. Ich bin Deutscher, und wenn du nicht gleich abhaust, dann hau ich dir eins in die Fresse! Und jetzt verpiss dich! Aber sofort!“ Dabei starre ich dem Typen in die Augen und ich bin bereit. Ich werde ihm eins auf seine Nase hauen. Das sollte uns genug Zeit geben, um abzuhauen. Doch der Russe lässt es nicht soweit kommen. Er nimmt seine Hand von mir und geht einen Schritt nach hinten. „Ja, Mann. Verpiss dich! Du dummer Prolet!“ schreie ich ihn an, um meine Position zu unterstützen. „Es ist okay“, sagt der Rassist, dreht sich um und geht zurück zu seinen Leuten. Als er wegläuft, merke ich, wie ich innerlich zittere vor Aufregung. Ich war fest entschlossen und zu allem bereit, jetzt löst sich die Anspannung und die Angst kommt zurück.

Was willst du überhaupt mit deinen Nazi-Sprüchen. Du bist doch Russe.

Der Typ ist zwar schon um die 50 und betrunken, aber er ist immer noch einen Kopf größer und er hat Hände wie ein Metzger. Die Schweizer hinter mir sind immer noch schockiert. Dann kommen die beiden Fahrer und wir steigen ins Auto. Ich bin jetzt ganz schön fertig. Die lange Party gestern, zu wenig Schlaf und danach die Zugfahrt. Das Ganze endet fast in einer Schlägerei. Doch ich habe keine Zeit zum Erholen. Im Hotel checken wir ein, und während die Schweizer auf ihre Zimmer gehen, fahren wir in den Club für den Soundcheck. Business as usual. Geschlafen wird am Montag.

Das Leben ohne die Anderen

Sylvia Roth

Repro: Sylvia Roth

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Repro: Sylvia Roth

Ein Schweizer Maler im inneren Exil

Auch heute, viele Jahrzehnte nach seinem Tod, lässt er die Anderen nicht in sein Leben. Türen und Fenster bleiben verriegelt, Briefe und Dokumente verbrannt, Rätsel und Fragezeichen unaufgelöst. Über Andrea Robbi zu schreiben, bedeutet, im Dunkeln zu tappen, zu spekulieren, es zu ertragen, dass der Grat zwischen Überlieferung und Fiktion schmal ist. Viel zu viele Teile des Puzzles fehlen, nur Rudimente sind vorhanden: Überreste eines Werks in Form von knapp 40 Ölbildern, einigen Aquarellen und Zeichnungen. Sowie die Legende über einen Künstler, der im Alter von 34 Jahren, inmitten einer intensiven und schaffensreichen Zeit, beschloss, die Malerei aufzugeben, sich in sein Elternhaus einzusperren und das Leben fortan ohne die Anderen zu leben. Bis zu seinem Tod 1945, als 81-jähriger Mann, machte er die Einsamkeit zum Zentrum seiner Welt.
Die Einsamkeit als Zentrum der Welt

Was war geschehen? Was passierte vor dem Rückzug ins innere Exil? Zunächst lässt sich nur Vielversprechendes beobachten: 1864 wurde Robbi als Sohn eines wohlhabenden Likörfabrikanten geboren und fiel schon in der Schule auf - weil er

in der kleinen Berg-Gemeinde Sils Maria als erster ein Fahrrad besaß (ein spektakuläres mit großem Vorderreifen), weil er auf Skiern aus Skandinavien durch den Schnee rauschte – und natürlich aufgrund seiner zeichnerischen Begabung. Er wurde gefördert, erhielt eine gute Ausbildung, besuchte die Oberschule in Chur und absolvierte das Studium der Malerei an den zentralen Akademien seiner Zeit: in Turin, Rom, München, Dresden und Paris kam er mit impulsgebenden Lehrern und Studenten in Kontakt. Bald schon gewann er in Paris den zweiten Preis einer renommierten internationalen Ausstellung.

Ähnlich wie Giuseppe Segantini, der zu den berühmtesten Schweizer Malern jener Zeit zählt, und Giuseppe Giacometti, mit dem Robbi gemeinsam die Oberschule besuchte und mit dem er befreundet war, erschloss Robbi sich auf der Leinwand vor allem den Engadiner Raum: In seinen Landschaftsmalereien finden sich die Berge um Sils Maria, mal mit, mal ohne Schnee, mal im fahlen Licht des Winters, mal im warmen Sonnenuntergang. Geröllhalden jenseits der Zivilisation, aber auch kleine Hütten oder Bauern bei der Arbeit auf dem Feld. In den Portraits schauen uns seine Mutter an, sein Vater, Menschen aus dem Dorf – Gesichter, die allesamt in einer unglaublichen Purheit, nahezu brutalen Schnörkellosigkeit und Direktheit ins Gemälde gebannt sind.

Fast das gesamte Oeuvre Robbis entstand in dieser schaffensreichen Phase zwischen 1880 und 1898 – bis hin zum Bruch. Dessen Ursachen unklar sind, wobei eines unmittelbar auffällt: Robbis radikaler Rückzug aus dem Leben der Anderen hatte nicht – wie etwa bei Henry Thoreau oder dem „Unabomber“ Ted Kaczynski – die Einsamkeit des Waldes zum Ziel. Vielmehr vollzog Robbi seine Eremitage inmitten einer Dorfgemeinschaft, inmitten von Sils Maria. Nur nachts ging er aus dem Haus, das Essen ließ er sich von einer Nachbarsfrau, die ihn versorgte, vor die Tür stellen. „Robbi-Narr“ nannte man ihn schon bald in der Gemeinde, „l‘eremit“ oder auch „il tass“ (der Dachs). „Er war wie eine alte Drehorgel, die schon seit Jahrzehnten im Staube vergeht“, berichtet der Dorf-Chronist Peider Barblan. „Nur die Anwohner vernahmen von Zeit zu Zeit die Quietsch- und Weheschreie, die allein mit ihm zusammen noch Haus hielten.“

Scheitern an der Erfassung des Ichs

Nichts als Fragezeichen stehen hinter jedem möglichen Grund für diese innere Emigration. Lag die Ursache im Tod des Vaters? Oder in einer unglücklichen Liebe? (Giacometti hatte 1893 in einem Brief berichtet, Robbi habe sich in Rom in eine Frau verliebt und wolle sie heiraten.). Jagte ihn eine Depression in die Einsamkeit? (Dass Robbi zu Schwermut neigte, wissen wir ebenfalls von Giacometti: „ . . . aber mit Robbi, mit seinen ewigen Zweifeln und seiner Melancholie ist es wirklich kein ermutigendes Leben“, schrieb er 1893.) Oder hatte Robbi sich leer gemalt?

Tatsächlich fällt in die Zeit des Rückzugs der Kampf mit einem Selbstportrait. Zwei Eigendarstellungen sind uns von Robbi überliefert, beide unsigniert. Auf der einen, um 1888 oder später entstanden, sieht man ihn in aufrechter Haltung im halben Profil, mit rotem Halstuch, der Blick direkt, wenn auch misstrauisch gen Betrachter gerichtet. Ein schöner junger Mann, der nachdenklich, aber zutiefst gegenwärtig wirkt. Doch er ist nicht alleine auf diesem Bild. Links seines Nackens, im 90-Grad-Winkel zur Seite gekippt, lugt ein zweites Gesicht hervor, zurückgetreten ins Dunkel und dennoch gut erkennbar. Ein Mann mit Hut. Robbis zweites Ich? Ein Fremder? Ein Parasit? Ein Zensor?

Repro: Sylvia Roth

1897 folgte ein weiteres Selbstportrait. Die Farben sind gewichen, Robbi zeigt sich streng mit schwarzem Jackett und weißem Kragen. Das Gesicht scheint transparent geworden, hindurch schimmert Angst, Anspannung, Ahnung. Es wirkt, als wolle der Körper ins Schwarz des Bildes entweichen, so sehr verschwimmt er mit dem Hintergrund. Doch der wichtigste Hinweis, den dieses Gemälde gibt: Unzählige Übermalungen sind erkennbar. Offensichtlich wurde Robbi nicht fertig mit sich selbst, scheiterte an der Erfassung seines Ichs.

Aus der Vogelperspektive der Rückblende ist es verlockend, eine logische Konsequenz in alledem zu entdecken: Weil es Robbi nicht gelang, sich selbst im Gemälde zu vollenden, wählte er den radikalen Weg nach Innen, begab sich auf die Suche nach sich selbst. Der Maler, der es gewohnt war, in seinen Arbeiten auf die Anderen zu schauen, entzog sich nun dem Blick der Anderen. Oder war es vielmehr umgekehrt, insofern, als er sich auf diese Weise geradezu ausstellte für die Außenwelt? Im Haus, wo er umgeben war von den ausgestopften Vögeln seines Vaters, schmierte er die Fensterscheiben mit Farbe zu und ritzte Motive hinein. Die Kinder aus dem Dorf warfen Steinchen an die Fenster und beobachteten den Schatten, der sich hinter den diffusen Scheiben bewegte. Hat Robbi sich also ein Museum geschaffen, in dessen Zentrum er das einzige Wesen war, das lebte? Als seien nun nicht mehr seine Werke, sondern er selbst die Kunst? Hat er sich zur Projektionsfläche gemacht? Eine frühe Form der Konzept-Kunst kreiert, eine jahrzehntelange Performance, die da heißen könnte: „Das Leben ohne die Anderen“? – Das ist waghalsige Spekulation, natürlich. Doch zugleich ein Gedankenspiel, das sich zu skizzieren lohnt, gerade weil es Robbis Biographie nicht in der Diagnose Sozialphobie versacken, sondern zu einem ungewöhnlichen Lebensentwurf wachsen lässt. Weil es dem Künstler sein Geheimnis gönnt, anstatt ihn zum Psychopathen zu degradieren.

Auflösung in der Abstraktion

Ohne die Anderen brauchte Robbi die Sprache nicht mehr. Sein Freund Giacometti, der ihn noch ab und an zu besuchen versuchte, gab irgendwann auf, weil er ihn nicht mehr verstand. Immer und immer wieder las Robbi dieselben alten Zeitungen, die er auf dem Dachboden gefunden hatte – die Zeit war ohnehin stehen geblieben, eine Tagesaktualität jenseits des Hauses gab es nicht, Informationen generierte er nur mehr aus sich selbst. Zusehends verarmte er, verbrannte nach und nach Keilrahmen und Bilder, um Heizmaterial zu haben. 1918 ließ er sich entmündigen, weigerte sich aber hartnäckig, in ein Heim gebracht zu werden. Bis er schließlich, fast dreißig Jahre später, im Februar 1945 völlig unterkühlt gefunden wurde und einen Tag später im Krankenhaus starb. Die Bilder, die er nicht verbrannt hatte, lagen zu einem großen Haufen geschichtet im Haus, die Vorderseite nach unten. Als würden sie ihr Gesicht vor der Außenwelt wegdrehen. Bereit, vergessen zu werden.

Und tatsächlich hatte das Vergessen längst eingesetzt. Erst Anfang der 1980er Jahre entdeckte der Schweizer Bildhauer Giuliano Pedretti die Arbeiten des Andrea Robbi durch Zufall wieder und begann, systematisch nach weiteren Werken zu suchen, auf Dachböden und Kellern im Engadin. In vier Teile zerschnitten fand er dabei auch ein letztes Bild, das Robbi, nach Jahrzehnten der malerischen Abstinenz, 1937 oder 1939 geschaffen hatte: „Letzte Landschaft“. Darauf zu sehen ist ein Weg, der zu einem Gletscher führt, hinter dem die Sonne wartet. Anders als auf seinen früheren Bildern, ist der Ort nicht zu identifizieren, Linien und Dynamik bestimmen das Bild, men-

Repro: Sylvia Roth

schenleer sind die Formen, die Abstraktion hat das Gegenständliche besiegt. Möglicherweise beschreibt dieses Gemälde den letzten Weg des Andrea Robbi, den Weg in ein expressionistisches Jenseits. Ein Weg, der vom eigenen Inneren, vom nie vollendeten Selbstportrait, in die universelle Weite einer imaginierten Landschaft führt. Nach vierzig Jahren Leben ohne die Anderen war Robbis letzte Konsequenz die Auflösung in der Abstraktion.

Repro: Sylvia Roth

Zehn Begegnungen mit dem Unbekannten

1.

2.

Nach Schrödingers bekanntem Gedankenexperiment war das Verhältnis der Katzen zu den Menschen nie wieder dasselbe.

Manche Ideen kann man einfach nicht zurücknehmen.

3.

5.

Außerirdische Botschaft entschlüsselt:
„Stoppt eure Signale!“

Doch der Botschafter kam nie bis zum Präsidenten der Erde.
Stattdessen wurde er von der Armee abgefangen,
zu einem geheimen Forschungszentrum gebracht,
getestet, erforscht, seziert, katalogisiert und ausgestellt.

Die Technologie, die er als Geschenk mitgebracht hatte,
wurde auseinandergenommen und in Waffen eingebaut.

Seitdem meiden alle wichtigen Zivilisationen die Erde,
und die einzigen, die heute noch dahin geschickt werden,
sind kleine Jungs, die nicht schlafen gehen,
wenn ihre Eltern es ihnen sagen.

Ende.

DIE MIMIKRY-MASCHE

7.

8.

9.

Wir hatten keine Chance,
denn sie brachten eine
Geheimwaffe mit.
Sie sagten: „Bringt uns
zu eurem Anführer!“

Und überließen es uns,
auszuhandeln,
wer das ist.

10.

Sie kamen.
Sahen.
Und gingen,
enttäuscht.

Sergej

Martin Märtens

Foto: Martin Märtens

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Nicht russisch, nicht deutsch: Russland-deutscher

Der Vorname russisch, der Nachname deutsch. In Russland Faschist und in Deutschland Russe. Sergej war immer der Andere.

Sergej war immer der Andere.

Geboren wird er 1980 in der Nähe von Jekaterinburg, auf der asiatischen Seite des Uralgebirges. Schon früh zeigt sich, dass die deutschen Wurzeln für Sergej und seine Familie nicht von Vorteil sind. Der Klang des Nachnamen „Götz“ ist zu deutsch, die Abneigung gegen den ehemaligen Feind noch immer zu groß und der Hass sitzt bei den Alten und den Veteranen noch immer sehr tief. „Als meine Mutter, eine Russin, meinen Vater, einen Deutschstämmigen, heiraten wollte, musste sie sich ganz schön viel von der Verwandtschaft anhören“, sagt Sergej. Seinem Vater erging es nicht anders. Nur eben andersherum.

Sergej selbst fühlt sich hingegen wohl in der damaligen Sowjetunion der 80er Jahre. Er ist in der Schule einer der besten, hat viele Freunde und spricht die Sprache. Nur ab und zu, wenn es zu Streitigkeiten, beispielsweise auf dem Schulhof, kommt, fällt dieses Wort, mit dem er beschimpft wird. „Faschist“. Schuld daran ist sein Nachname. Sergej erinnert sich: „In der Sowjetunion gab es bis 1992 eigentlich keine Aufklärung. Deutsche waren immer noch Faschisten. Der Hass saß tief. Wenn die Kinder Krieg gespielt haben ging es immer gegen Deutschland. Das war klar.“

1992 zieht die Familie nach Deutschland. Sergej ist zwölf Jahre alt und muss seine Heimat verlassen. Die Heimat, in der er sich wohl fühlt, auch wenn er irgendwie immer der Andere war. Goetz. Dann fällt die Entscheidung nach Deutschland zu gehen. Der Vater will bei seinem Vater sein und die Versorgung der Familie gestaltet sich zunehmend problematischer. Der Hauptgrund für die Emigration aber ist der große Bruder. Ihm steht die Einberufung zur russischen Armee bevor. Die Mutter hat Angst. Im Kaukasus droht der Krieg mit Tschetschenien auszubrechen. Zu nah sind die Erinnerungen an Afghanistan. Zu viele Söhne damals nicht zurückgekehrt.

Die Familie zieht nach Emden. In eine Hochhaussiedlung. Sergej freut sich, ist neugierig: „Ich wusste ja, ich fahre zu Menschen, die auch deutsche Nachnamen haben – ebenso wie ich. Ich wäre nicht fremd, unter meinen Leuten. Und ich freute mich natürlich auf Kaugummi und Schokolade.“

Ich wäre nicht fremd, unter meinen Leuten.

Kaugummi und Schokolade sind in Mengen vorhanden, nur irgendwie „seine Leute“ nicht. Oder zumindest nicht so, wie er sich das vorgestellt hat. Zwar sieht Sergej, wenn er aus dem Fenster guckt, tagtäglich andere Kinder im Hof spielen, doch er geht nicht zu ihnen. Er spricht die Sprache nicht. Sie sprechen nicht mit ihm, scheinen kein Interesse zu haben, er wird nicht beachtet. Sogar gemieden?

„Das ganze Leben der Familie war damals irgendwie von Angst geprägt, Angst davor, nicht bleiben zu können und zurück zu müssen“, sagt der heute 33-Jährige. Auf der anderen Seite hatte man sich in Russland eigentlich viel wohler gefühlt. Eine Zwickmühle. Der Vater ertränkt seinen Frust in Alkohol, die Mutter ist aufgrund der Situation und des Alkoholismus des Vaters überfordert und der junge Sohn schaut ohne etwas zu verstehen deutsches Fernsehen. Dann, nach kurzer Zeit, kann er endlich zur Schule. Hoffnung. Das einzige Wort, welches er zu diesem Zeitpunkt in der neuen Sprache beherrscht ist „nein“.

Der Vater ertränkt seinen Frust in Alkohol, die Mutter ist überfordert

In der Schule das gleiche Bild wie in der Wohnsiedlung: Der Russe wird von den Mitschülern gemieden, sogar eine Deutschrussin aus seiner Klasse, die für ihn übersetzen soll, weigert sich. Sie will kein russisch mehr sprechen. „Ich habe sie verstanden. Sie konnte deutsch und war schon irgendwie anders und wollte nicht wieder zurück“, findet Sergej Verständnis. Unterdessen stellt seine Lehrerin ihn aufgrund eines Übermittlungsfehlers als Eugen vor. Sergej kann sich, der deutschen Sprache nicht mächtig, nicht dagegen wehren. Keiner seiner Klassenkameraden sucht den Kontakt. Im Gegenteil: Beim Schulsport will keiner neben ihm stehen. Er fühlt sich wie ein Aussätziger.

Dann entdeckt Sergej, dass weitere Russlanddeutsche die Schule besuchen, einige von ihnen sogar bei ihm in der Siedlung wohnen. Man freundet sich an, spricht russisch und beginnt sehr schnell sich bewusst abzugrenzen. „Ich hatte nur mit Russlanddeutschen zu tun. Wir hingen immer zusammen ab und hielten fest zusammen.“ Russische Bräuche werden gepflegt, es wird viel getrunken, gekifft und andere Drogen konsumiert. „Wenn es Ärger gab, mit den Deutschen oder den Türken, sind wir zusammen hin und haben sie verprügelt“. In der Gruppe bekommt er das Ansehen, welches er für sein Ego braucht, fühlt sich nicht mehr „minderwertig“. Hingegen werden „die Anderen“ als Opfer deklariert, auf dem Schulweg oder in der Innenstadt abgezogen und ihrer Handys und Geldbörsen beraubt. Obendrauf gibt es noch Prügel. Sergej spürt Macht und Kontrolle ohne die damit verbundene Ohnmacht und den Kontrollverlust über seine Handlungen wahrzunehmen.

Obendrauf gibt es noch Prügel.

Jahrelang hat er nur russische Freunde. Der Kontakt zu Deutschen ist gleich null. Beide Seiten wollen es nicht. Eine Parallelwelt entsteht. Sergej lernt die falschen Leute kennen, ist frustriert und isoliert sich immer mehr von der Gesellschaft. Was zählt, ist nur noch der Kiez. Er wird alkohol- und heroinabhängig. Und kriminell. Er wird mehrmals verurteilt, der Knast steht unmittelbar bevor. Sergej macht mehrere Entzüge und Therapien und landet immer wieder auf der Straße.

Er versucht zu fliehen, zieht in andere Städte. Ändern tut sich nichts. Überall beginnt das gleiche Spiel von vorne. Kontakt nur zu Russlanddeutschen, Drogen, Sucht, Kriminalität, Entzug und Therapie. Ein

scheinbar nicht enden wollender Kreislauf. Sergej fühlt sich mit jedem Mal minderwertiger, traut sich nicht mehr unter Leute, fühlt sich immer weniger als Teil der Gesellschaft. Der Weg zu den Anonymen Alkoholikern rettet ihn schließlich. Eine ältere Frau, die zu dem Zeitpunkt seit 30 Jahren trocken ist, nimmt sich seiner an. Er besucht die Gruppen regelmäßig. „Irgendwann kam ich zu dem Punkt, an dem ich zu mir selbst gesagt habe: ‚Ich kann nicht mehr'. Und mit einem mal war ich bereit, anderen Menschen zuzuhören". Mehr und mehr öffnet sich Sergej bei den Anonymen Alkoholikern, spricht erstmals richtige Gespräche mit Deutschen, die ihm zuhören. Er schließt sich der Wilden Bühne Bremen an, einer Theatergruppe, die mit ehemalig Abhängigen Theaterstücke aufführt. Er findet Stück für Stück mehr ins Leben. Heute empfindet er es selbst als Paradoxon, dass er ohne Drogenabhängigkeit vielleicht nie soweit gekommen wäre. „Aber mein Leben war sowieso stets paradox".

Seit drei Jahren lebt Sergej jetzt seine neues, anderes Leben. Er hat viele deutsche Freunde. Russisch spricht er kaum noch, obwohl er die Sprache liebt, die für ihn immer noch ein Stück Heimat bedeutet. Aber er hält sich bewusst von den seinen alten Kumpels fern: „Ich orientiere mich heute nach anderen Werten und Normen. Wenn ich dorthin zurückkehren würde erwarten mich Gefängnis, Anstalt oder Tod".
Lediglich zur Familie hat er noch ein wenig Kontakt. Seine Mutter besucht er nur selten. Er möchte nicht zurück ins alte Millieu. Sein Vater ist mit 57 Jahren verstorben. Er vermutet, dass es am Alkohol lag.

Derzeit versucht Sergej, seine Fachhochschulreife zu erreichen, möchte anschließend gerne studieren. Ob er sich heute eher als Deutscher oder Russe fühlt? „Als Mensch" antwortet er ebenso klischeehaft wie glaubwürdig.

Anmerkung: Mit der Wilden Bühne Bremen führt Sergej seit einiger Zeit das Stück Wir gegen die anderen" auf. Darin geht es um eine fiktive Ultragruppierung, der sich Sergej, passender weise in der Rolle eines Aussiedlers, anschließt. Nach einer Schlägerei, die er an der Seite eines Rechtsradikalen geführt hat, schreien die beiden lauthals: „Kanaken, Arschficker und Bullen auf's Maul!". Eine Aussage die ob seiner Herkunft paradox erscheint. Es geht um Zusammengehörigkeit und Ausgrenzung. Es geht um Minderwertigkeitsgefühl und Aufwertung in der Gruppe. Es geht um Macht und Kontrolle. Man könnte fast meinen, er hätte das Stück selbst geschrieben.

Die Angst ist real – Ein Selbstversuch

Felix Jongleur

Foto: Steffi Urban

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Tagebucheintrag vom 14.12.2013

2013 ist ein großartiges Jahr gewesen, eines der besten meines Lebens. Ich habe die Frau meines Lebens geheiratet, wir haben nach langem Suchen eine fantastische Wohnung gefunden und außerdem habe ich in diesem Jahr genau den Job angeboten bekommen, den ich seit knapp zwei Jahren haben wollte. Ich habe keinen Moment gezögert, ihn anzunehmen. Mein Umfeld hat zwar kopfschüttelnd und teilweise entsetzt nachgefragt, ob ich wirklich Verwalter werden will, aber das ist genau das, was ich will: In meinem vollklimatisierten Einzelbüro Akten von links nach rechts stapeln und dabei Musik hören. So kann es für mich tagein tagaus weitergehen. Entsprechend bin ich dieses Jahr lächelnd durch die Straßen gelaufen und fand die vielen Kulturen, Sprachen, Hautfarben, Lebenseinstellungen und Lebensweisen, die Berlin zu bieten hat, noch faszinierender und schöner, als ich es ohnehin schon fand. Ich habe das Leben rundum genossen und war weltoffen wie noch nie und völlig frei von Ängsten. Es war für mich kaum vorstellbar, dass es jemanden besser gehen könnte als mir. Bis letzten Mittwoch.

Am vergangenen Mittwoch wurde eine der Akten in Form einer weiblichen Stimme am Telefon real. Sie informierte mich über ihre Lage, die zusammenfassend als prekär bezeichnet werden kann und die es ihr enorm schwierig machte, die ausstehenden Forderungen von ungefähr 300 € zu begleichen. Sie suchte Hilfe und Unterstützung, die ich ihr aber – so gern ich es getan hätte – nicht geben konnte, da der Fall bereits dem Anwalt übergeben wurde und ich daher der falsche Ansprechpartner war.

In meinem vollklimatisierten Einzelbüro Akten von links nach rechts stapeln und dabei Musik hören. So kann es für mich tagein tagaus weitergehen.

Ohne auf Details einzugehen, endete das Gespräch mit dem Satz der aufgeregten Frau: „Es tut mir sehr für Sie leid.“ Nun kann man sich zunächst darüber freuen, dass die nette Frau so reflektiert ist und trotz ihrer bescheidenen Lage genau erfasst hat, dass sie mich mit ihrer Bitte überfordert hat und mich am Ende des Gesprächs dafür um Entschuldigung bitten wollte. Das wird vermutlich wirklich ihre Intention gewesen sein. Aber andererseits hat sie auch direkt nach diesem Satz den Hörer auf die Gabel geknallt, so dass mir kein Raum blieb, um noch zu reagieren oder wenigstens zu verstehen, was sie mir wirklich damit sagen wollte. Es konnte ja auch eine Drohung sein. Meine Kollegen haben mir aber versichert, dass jedes Gespräch mit dem Thema offene Forderungen derart endet und es völlig unerheblich ist, wie freundlich man mit den Anrufern umgeht. Insofern kein Grund, sich Gedanken darüber zu machen.
Mir hat der Satz aber zunächst einen Stich in der Herzgegend versetzt und schließlich dazu geführt, dass er bis heute in meinem inneren Ohr nachhallt. Er kehrt immer wieder und löst Gedanken aus, die mir fremd sind und die ich nicht verstehe. Ich stelle mir die Frau vor, die zu diesem Satz gehört. Ich kenne sie nicht, sie ist mir völlig fremd, aber ich habe Assoziationen. Anhand des Namens und der etwas gebrochenen Aus-

Foto: Steffi Urban

sprache liegt vermutlich Migrationshintergrund vor. Wissen tue ich dies aber nicht. Trotzdem bin ich durch die vielen einseitigen Beiträge der Medien in den letzten Jahren über Terror bereits soweit indoktriniert, dass bei mir das Bild einer kopftuchtragenden Frau entsteht, die vermutlich beste Verbindungen zur Muslimbruderschaft hat. Mindestens hält aber ihre Verwandtschaft an der Blutrache fest. Da ich ihre Existenz gefährdet habe, ist jetzt mein Leben in Gefahr, geht es mir durch den Kopf. Wollte mir die Stimme eine Warnung bzw. Drohung aussprechen? Tut ihr vielleicht leid, was mir in der Zukunft passieren wird? Steht in den nächsten Tagen ein schwerbewaffneter Mann in meinem Büro und metzelt mich nieder? Vor meinem geistigen Auge, schleudere ich ihm mal den Schreibtischstuhl entgegen, mal krabbel ich wieselflink unterm Schreibtisch lang, fasse den Übeltäter an den Knöcheln und reiß ihn zu Boden. James Bond wäre vor Neid erblasst. Ein anderes Mal steht der Rächer so günstig, dass ich ihm einfach die Tür vor die Nase schlagen kann. Völlig surreale Bilder sind in meinem Kopf entstanden, aber sie lassen mich nicht mehr los. Zwischendurch wird mir zwar klar, dass ich total spinne, aber im nächsten Moment sehe ich, wie mich ein fremder Mann vorm Bürogebäude abfängt und fragt, ob ich Herr Jongleur bin. Gedankenschnell verleugne ich meine Identität und erzähle ihm, dass Herr Jongleur heute gar nicht im Büro ist.

Die Gedanken an rächende Familienangehörige der Telefonstimme verfolgen mich auch auf der Straße. Ich dreh mich dauernd um, weil ich mich verfolgt fühle. Jeder quietschende Reifen lässt mich aufschrecken. Ich schau bei jeder Straßenüberquerung, ob auch wirklich keiner extra aufs Gaspedal tritt, um mich zu überfahren. Wenn ich endlich wieder zu Hause bin, bin ich ein angespanntes Nervenbündel, innerlich am zittern. Auf meiner sicheren Couch höre ich zwar aufmunternde Musik, aber meine Gedanken wandern zu meiner Familie. Was ist, wenn die Rache mich gar nicht physisch, sondern psychisch treffen soll? Haben sie es auf meine Frau oder meine Kinder abgesehen? Nachts wache ich auf und kann nicht wieder einschlafen, weil ich mit diesen trüben Zukunftsaussichten beschäftigt bin. Mein Leben besteht zur Zeit überwiegend aus schrecklichen Gedanken, die ich bisher nicht kannte. Völlig irreal, aber vereinnahmend und lähmend. Es ist verdammt schwierig, einen klaren Gedanken zu fassen. Einer von den klaren Gedanken war: Ich muss darüber schreiben. Das nächste Thema in BOM13 ist „die Angst vorm Fremden“. Das passt doch wie die Faust aufs Auge. Es lässt sich nicht länger verleugnen: Ich habe Angst, unendliche und unerträgliche Angst, die ich nicht mehr loswerde. Sie ist völlig überflüssig, sie ändert nichts an der Sachlage, sie ändert nur mich. Sie beeinflusst mich negativ. Mein Umfeld wird ungerecht von mir behandelt, weil es mir schlecht geht. Eine Abwärtsspirale ist in Gang gesetzt, aus der ich gerade nicht herauskomme. Positive Gedanken sind kaum noch möglich. Ich bin ein Gefangener meiner Gedanken und damit ein Gefangener meiner selbst. Die Gedanken sind völlig irreal, die Angst aber ist real. Und meine Realität ist die Angst vor Fremden. Das hätte ich nie für möglich gehalten, niemals.

Tagebucheintrag vom 15.12.2013

Seit gestern habe ich intensiv darüber nachgedacht, wie es sein kann, dass ich solch eine Angst vor Unbekannten entwickeln kann. Ich bin davon überzeugt, dass es etwas geben muss, was diese Angst ausgelöst hat und zwar etwas, was gar nichts oder nur mittelbar etwas mit der Telefonstimme zu tun hat. Angst ist immer etwas diffuses,

Foto: Steffi Urban

eine negative Erwartung von etwas Neuem oder eben Fremdem. Damit ist Angst auch immer eine Flucht aus der Realität und Ausdruck einer Überforderung. Daher habe ich nach konkreten Problemen oder Befürchtungen hinter der Angst gesucht und bin fündig geworden.

Es hatte zwar mit meiner neuen Arbeit, aber nichts mit dem konkreten Fall zu tun. Vielmehr gab es einige Vorfälle, die den Fortbestand meines Arbeitsvertrages aus meiner Sicht fraglich machten bzw. gefährdeten. Ich habe mir unterbewusst intensive Sorgen über meine Zukunft gemacht, weil mich Geschichten und Gerede aus der Vergangenheit eingeholt hatten und meine neue Chefin skeptisch machten. Diese Skepsis ist in den letzten Tagen für mich erkenntlich geworden und ich habe Angst um meinen neuen Job bekommen. Verlustängste haben sich bei mir breit gemacht. Das gerade so schöne und für mich nahezu perfekte Leben schien gefährdet zu sein. Angst vor einer erneuten Arbeitslosigkeit machte sich breit und die Aussicht auf eine erneute jahrelange Suche nach einem Job, um einer Existenzsicherung außerhalb von Arbeitslosengeld oder Abhängigkeit von meiner gerade geheirateten Frau zu entrinnen. Erinnerungen an die Zeit ohne Arbeit und hunderte erfolglose Bewerbungen kamen wieder hoch und haben mich in tiefes Trübsal getrieben. Es gab Bilder von mir, die ich nie wieder haben wollte. Ich bin so froh, einen angenehmen und sinnvollen Teilzeit-Job im sympathischen Umfeld mit netten Kollegen und einer netten Chefin gefunden zu haben und daneben noch genug Zeit für die Familie, mein Hobby und mein Leben insgesamt zu haben, dass mich die Aussicht auf den möglichen Verlust dieses Jobs zu ausgeprägten Angstzuständen bewogen hat. Existenzängste und Verlustängste eines insgesamt schönen Lebens, des schönsten Lebens seit langem. Damit einhergehend auch die Angst um meine Familie. Ein Rundumschlag an Verlustängsten, ausgelöst durch einen einfachen Anruf am Arbeitsplatz.

Verlustängste haben sich bei mir breit gemacht.

Ich frag mich, warum mich gerade dieser Anruf so aus der Bahn geworfen hat und finde nur eine halbwegs plausible Erklärung. Meine Chefin hatte den besagten Anruf aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung bereits im Vorfeld erahnt und mich darauf vorbereitet, gegebenenfalls auf den Anwalt zu verweisen. Insofern gab es eine klare Erwartungshaltung meiner Chefin an mein Verhalten. Dieser Erwartungshaltung musste ich entsprechen, weil ich gefühlt unter der Beobachtung meiner Chefin stand und aufgrund meiner Befürchtungen auf keinen Fall negativ auffallen wollte. Die Anruferin wurde damit zum Angstobjekt, weil ich keine Fehler im Verhalten ihr gegenüber machen durfte. Ich hatte also Angst, meine Chefin könnte einen falschen Eindruck von mir bekommen, was zu meiner Kündigung in der Probezeit führen könnte. Diese Furcht war realistisch, aber statt mich dieser Furcht zu stellen, habe ich mich hinter einer irrealen Angst versteckt. Die Fremde war somit die Projektionsfläche für meine Furcht vor negativen Veränderungen und das Bindeglied zwischen meiner Chefin, meinen Befürchtungen und mir.

Ich muss mit meiner Chefin reden und zwar bald, um das eigentliche Problem hin-

Foto: Steffi Urban

ter der Angst zu lösen und die Verlustängste auf diesem Weg endgültig zu besiegen, sonst gehe ich vor die Hunde.

Nachtrag vom 05.01.2014

Der Knoten ist geplatzt. Ich habe das Gespräch mit meiner Chefin geführt. Die Befürchtungen waren durchaus real, aber wir haben vieles klären können und ich mache meinen Job wieder genauso gern wie vor dem Anruf. Ich bin davon überzeugt, auch über die Probezeit hinaus den Arbeitsplatz zu behalten und noch viele Jahre das Leben führen zu können, dass ich 2013 so genossen habe. Diese unerträglichen Angstzustände werde ich aber nie vergessen und zwar in einem positiven Sinne. Das nächste Mal – auch wenn ich hoffe, dass es kein nächstes Mal geben wird – werde ich mir viel schneller Zeit nehmen und nach dem eigentlichen Problem hinter der Angst suchen. Ich bin davon überzeugt, dass Ängste immer ein Ausdruck von persönlicher Überforderung, der Flucht aus der Realität bzw. die Verdrängung persönlicher Probleme sind. So lassen sich auch Fremdenhass und Ausländerfeindlichkeit einfach erklären. Das Fremde stellt die Projektionsfläche der eigenen Existenz- und Verlustängste dar. Sicherheit und angemessene Zukunftsperspektiven können die Ängste beseitigen und damit auch Fremdenhass eindämmen. Das allerdings ist eine gesellschaftliche Aufgabe. Jeder einzelne kann sich nur über sich selbst und seine Ängste Gedanken machen. Ich werde niemals vergessen, wie lähmend diese Angst sein kann, wie sehr sie einen gefangen halten kann und in einen depressiven und ungerecht aggressiven Kreislauf versetzen kann, aus dem man nur sehr, sehr schwer wieder herauskommt. Nicht einmal eine vertraute Person kann einem den Spiegel derart vorhalten, dass man sich selbst und seine Umwelt wieder realistisch wahrnimmt. Das eigene Gedankenkarussell und die eigenen Ängste sind stärker als die Logik und die Vernunft von Außenstehenden und der Gesellschaft.

Ich kann inzwischen nachvollziehen, wie man anhand von Ängsten und negativen Gedanken zunehmend depressiver wird und sich daraus erneute Ängste formen, die dem Karussell zusätzlich Schwung verleihen, um letztlich als Gefangener seiner Gedanken komplett durchzudrehen. Ich habe glücklicherweise noch rechtzeitig die Kurve bekommen. Aber der Vorfall hat meine Wahrnehmung entscheidend verändert. Ich weiß jetzt, wie schnell und wie unvorbereitet man aus der Bahn geworfen werden kann und was mich noch mehr erschüttert, wie sehr man sich selbst etwas vormachen kann, um sich vor vermeintlichen Verletzungen zu schützen und sich damit noch mehr schadet, ohne es zu merken. Man projiziert einen Film auf eine fremde Projektionsfläche, um die bedrohliche Realität nicht ertragen zu müssen. Die Bedrohung bleibt aber unterbewusst im Kopf und bekommt eine neue, fremde Gestalt, die für einen Außenstehenden völlig irreal ist, aber für einen selbst immer mehr zur neuen Realität wird. Das Kopfkino nimmt seinen Lauf. Der Film ist zunächst beängstigend irreal, aber die damit verbundene Angst wird vernichtend real, weil sie zerstörerisch ist. Ich bin extrem froh, aus diesem Film herausgekommen und wieder in der Lage zu sein, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Ich wünsche niemandem, solch ein Kopfkino sehen zu müssen und wünsche jedem, den Film selbständig wieder verlassen zu können. Aber das Glück hat nicht jeder. Manche brauchen professionelle Hilfe von Außenstehenden, also von Fremden. Beängstigend.

Foto: Steffi Urban

Das besondere Kind

Poetry Slam

Martin Märtens

Foto: Martin Märtens

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Hauptsache gesund,
war der häufigste Spruch,
vor der Geburt
danach erschien er vielmehr wie ein Fluch,
war nicht mehr vernommen
zuviel war inzwischen passiert
zuviel war inzwischen passiert

die Miene nachdenklich,
die Stimme bestimmt,
trug sie das Ergebnis vor
sie haben ein besonderes Kind.
ein besonderes Kind
hmmm, hmmm, soso,
besonders also.
an einem Chromosom fehlt ein Teil
der eigentlich da sein sollte.
er macht, zumindest wissenschaftlich
einen anderen Menschen aus dir
und so zollte,
man dir viel Aufmerksamkeit,
mehr als du dir vielleicht gewünscht,
wurdest von Arzt zu Arzt geschleppt
um noch zu retten was möglich,
alles versucht zu haben, schien uns,
den Eltern, so löblich

es ist die Angst als Eltern etwas falsch gemacht zu haben
es ist die Angst dass die Leute über dich reden und sagen
dass sind die, die mit dem behinderten Kind

natürlich hatten wir Ideen
wollten dich studieren sehen
mit dir und den Enkeln in den urlaub fahren
ach ja Enkel, geht das jetzt überhaupt noch?
geht das jetzt überhaupt noch?

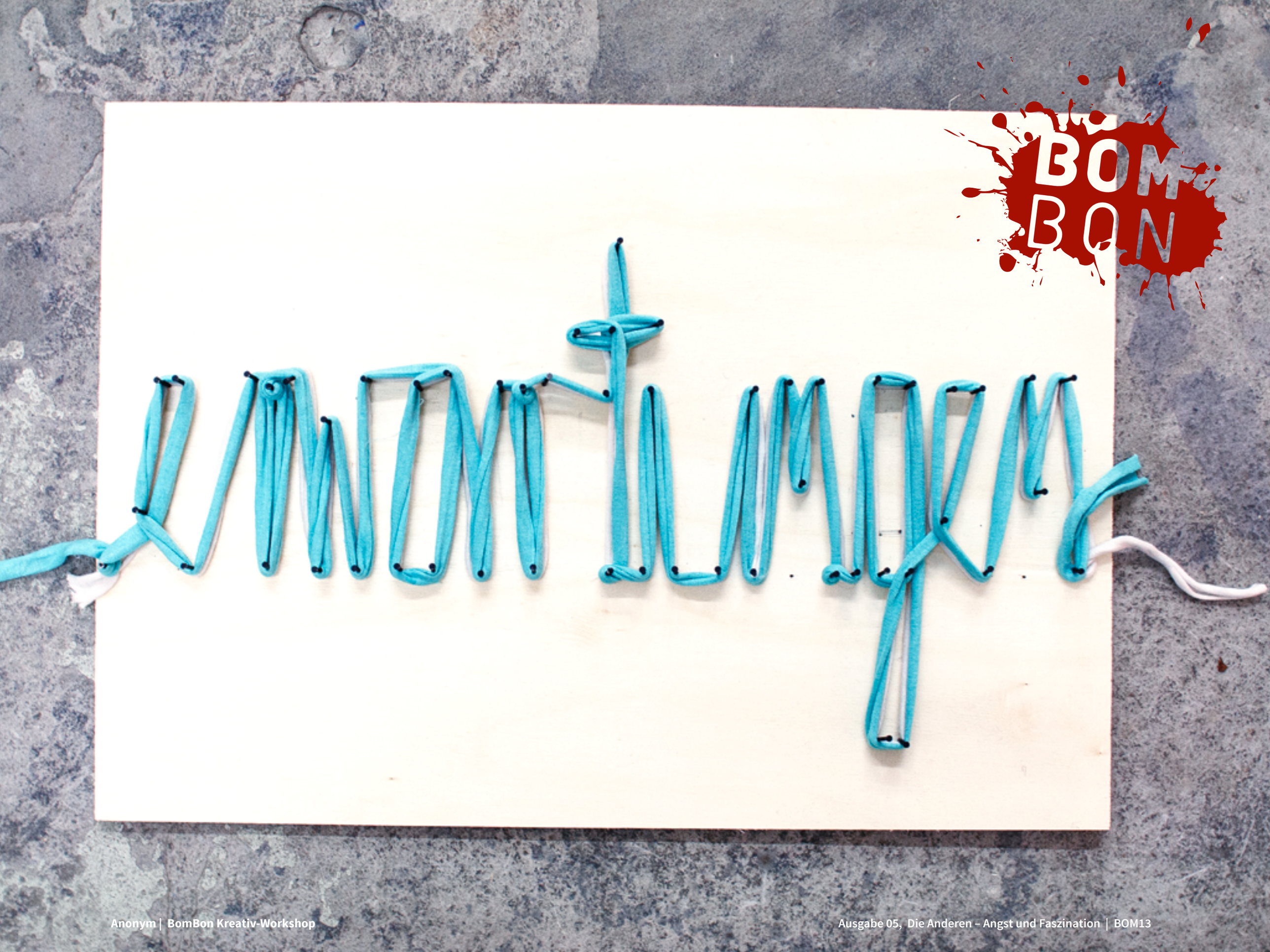
was wirst du später mal machen
wirst du Spaß im Leben haben und lachen
kümmerst du dich um soziale Dinge
oder packst du im Supermarkt die Sachen

und was werden die Anderen mit dir machen
auf dich zeigen und über dich lachen
weil du anders bist

nicht ihre Uniformen im Geiste
und auf der Haut trägst
nicht ihr erlerntes Verhalten pflegst
und dich auf ihren ausgetretenen
und bewährten Pfaden bewegst
wirst du akzeptiert
oder doch eher isoliert sein
wohnst du in deiner eigenen Wohnung
oder im betreuten Heim
oder ist das jetzt eigentlich völlig egal?
oder ist das jetzt eigentlich völlig egal?

denn:
wenn du da bist, bist du einfach da
kein Mensch auf der Welt scheint
in dem Augenblick so ehrlich wie du
dein Lachen ist echt, kein Witz gelernt
deine Tränen sind wahr
keine gespielte Erpressung
ist darin zu finden
du kuschelst dich an uns
mit Haut und Haar
hast Lust zu spüren zu berühren
dich zu bewegen zu tummeln
an Dingen herumzufummeln
zu entdecken
dir Schelme auszuhecken
alles scheint natürlich und
aufs Mensch sein reduziert
aufs Mensch sein reduziert

und dann
dann wünsche ich mir,
dass alle ein bisschen
so sind
so wie du
mein besonderes Kind
mein besonderes Kind



Da Beste aus zwei Welten

Steffi Urban

Foto: Mansur Faqiryar

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Afghanistan, das vom Bürgerkrieg zerrüttete Land, aus dem seine Eltern vor mehr als zwei Jahrzehnten flüchteten, kannte Mansur Faqiryar lange nur aus den Erzählungen seiner Familie. Nun ist der Bremer dort, in dieser im Vergleich zu Deutschland so ganz anderen Welt ein Volksheld, der auf der Straße bejubelt wird und der sich mit dem Präsidenten zum Essen trifft. Aber der Reihe nach.

Mansur Faqiryar war ein Jahr alt, als er mit seinen Eltern 1987 aus dem Land am Hindukusch floh und in Bremen ein zweites Zuhause fand. Doch auch Tausende Kilometer entfernt von seinem Geburtsort war die einstige Heimat immer präsent. „Wir haben in Bremen afghanische Sitten, Bräuche, die Religion und die Sprache gepflegt“, erzählt er. Und je älter Faqiryar wurde, desto mehr setzte er sich mit seiner Herkunft und dem Vielvölkerstaat auseinander. Gleichzeitig machte er in der Hansestadt Abitur, spielte Fußball und stand mit Anfang 20 im Tor von Union 60 Bremen, später beim FC Oberneuland. Jetzt studiert er Wirtschafts-Ingenieurswesen, hält die Bälle beim Regionalligisten VfB Oldenburg und sagt: „Es war ein großes Glück und Privileg, mit zwei Kulturen – der deutschen und der afghanischen – aufzuwachsen“.

Foto: Mansur Faqiryar

Und mit einem verschmitzten Lächeln ergänzt er: „Es mag abgedroschen klingen, aber ich habe mir aus beiden Welten die besten Eigenschaften angeeignet.“ Durch die Schule und den Sport habe er Pünktlichkeit und Disziplin gelernt. Afghanisch sei sein unglaublich starkes Familiengefühl und der Zusammenhalt mit seinen drei Geschwistern und den Eltern.

Das erste Mal hautnah mit der Heimat seiner Mutter und seines Vaters ist der 28-Jährige aber erst vor Kurzem in Berührung gekommen - als Torwart der afghanischen Nationalmannschaft. „Ich bin schon mit einem etwas mulmigen Gefühl in die Heimat meiner Eltern gereist“, erinnert sich Faqiryar. „Das lag aber vor allem daran, dass man in den Nachrichten immer nur negative Meldungen und Berichte zu sehen bekommt, die von Tod und Trauer handeln“. Natürlich sei ihm auch bewusst gewesen, dass er in eine andere, fremde Welt eintaucht, die seit Jahrzehnten durch den Krieg geprägt ist. „Dennoch habe ich mich überhaupt nicht fremd gefühlt. Und ich wurde auch so gut wie nie als Fremder angesehen, obwohl ich im Ausland aufgewachsen bin und die Sprache nicht perfekt spreche“. Er habe seinen Landsleuten nur vermitteln müssen, dass er kein Millionär sei, auch wenn er aus Deutschland komme, sagt er lächelnd.
Nur in wenigen Ausnahmefällen sei er, der Deutsche in Afghanistan und der Afghane in Deutschland, mit Vorurteilen konfrontiert worden und auf Ablehnung gestoßen. „Aber Chaoten gibt es überall. Da gebe ich keinen Pfifferling drauf.“ Er möchte auch

Foto: Mansur Faqiryar

in keine Schublade gesteckt werden. „Afghanisch oder Deutsch, das sind nur Bezeichnungen, die andere immer brauchen. Ebenso wie die Formulierung Migrationshintergrund. Ich mag dieses Wort überhaupt nicht“, sagt Faqiryar mit Nachdruck. Der Sport habe ihm gezeigt, dass es keine Rolle spielen muss, wo man geboren wurde, man aufgewachsen ist und welcher Religion man angehört. Das sei ihm noch bewusster geworden, als die afghanische Nationalmannschaft mit ihm im Tor im September 2013 Südasien-Meister geworden ist.

Noch jetzt, Monate später, klingt seine Stimme ungläubig, ist das Staunen herauszuhören, wenn er über die Ereignisse spricht. „Das war eine ganz kuriose Situation“. Nachdem er den ersten Elfer im Halbfinale gegen Gastgeber Nepal hielt, entschied der Schiedsrichter, dass der Strafstoß ungültig war und wiederholt werden muss. Doch auch den zweiten Schuss parierte Faqiryar – und sein Team erreichte das Finale gegen Indien. Mit Glanzparaden trug er im Finale dazu bei, dass das afghanische Nationalteam überhaupt das erste Mal in seiner Geschichte ein Turnier gewann. „Der Jubel war unbeschreiblich, als wir nach dem Sieg in Kabul ankamen. Tausende Fans feierten wie in Trance auf den Straßen, einige Verrückte holten ihre Waffen heraus und schossen vor Freude in die Luft“. Das werde er nie vergessen. Aber noch mehr in Erinnerung bleiben wird ihm, das erstmals alle gemeinsam auf den Straßen gefeiert haben - egal aus welcher ethnischen Gruppe des Vielvölkerstaates sie stammten. „Das hat gezeigt, dass Fußball viel mehr als nur ein Sport sein kann.“

Diese Euphorie, diesen Zusammenhalt und seinen Status als Volksheld - auch wenn er sich mit dem Begriff schwertut - will Faqiryar nun nutzen, um in Afghanistan Fußballcamps für Jugendliche zu errichten. „Ich will die Kids einfach für Fußball begeistern, egal, wo sie herkommen, und ihnen zeigen, dass der Sport verbindet.“ Darüber hat er bereits mit dem afghanischen Präsidenten Hamid Karsai beim Mittagessen gesprochen.

Grenzgänger

Laura Bohlmann

Foto: Laura Bohlmann

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Die Geschichte von einem, der sich nicht aufhalten ließ.

„Ich bin ein Unberührbarer.“ Der Blick des jungen Mannes ist direkt und ungeniert. Er lächelt mit den Augen, fast süffisant. Dann nippt er an seinem Bier, macht eine Handbewegung, einen Scherz. Aditya ist Inder. Die Unberührbaren sind in der indischen Gesellschaft so schlecht angesehen, dass sie dem Kastensystem nicht zugehören. Menschen ohne Wert. Traditionell. Der junge Mann hat in Oxford, Harvard und an der Jawaharlal-Nehru-Universität – der besten Uni Indiens – studiert. Er hat einen Doktor in Politikwissenschaften und lebt seit 10 Jahren in Europa. Er hat es geschafft. Trotz aller Hürden.

Aditya möchte nicht, dass sein richtiger Name genannt wird, daran erkennen Inder die Kasten. Außerdem sollen seine indischen Kollegen in Deutschland nichts über seine Herkunft erfahren. Denn indisches Kastendenken findet auch in der akademischen westlichen Welt noch statt. Bisher konnte er seine Kaste gut verstecken. Sein Nachname ist in Mumbai der eines Dalits, eines Unberührbaren. In Goa aber, ein Bundesstaat südlich von Mumbai gibt es auch Brahmanen, die so heißen. Brahmanen haben die höchste Stellung im indischen Kastensystem – sie sind die Geistlichen. Dank dieses Zufalls fällt der junge Mann nicht sofort auf.

Für einen Europäer ist die indische Gesellschaft ein schwer zu durchblickendes Geflecht aus Hierarchien. Offiziell gibt es das Kastensystem seit der Unabhängigkeit – und mit ihr der demokratischen Staatsgründung 1947 – nicht mehr. Aber ein System, das sich über Jahrhunderte bewährt hat, ist schwer aus dem geistigen Kollektiv wegzudenken. Diskriminierung und Stigmatisierung sind in Indien ein alltägliches Geschäft.

Fünf Kasten gibt es in Indien, das System wird auch Jati genannt. Ganz oben stehen die Brahmanen, sie sind die Geistlichen, an zweiter Stelle kommen die Kshatriya, die Krieger, gefolgt von den Viasyas, den Händlern und Landbesitzern. Ganz unten im Kastensystem stehen die Sudras, die Bauern, Diener und einfache Angestellte. Ein Inder wird in seine Kaste geboren und kann nicht innerhalb des Systems aufsteigen. Möchte ein Brahmane, eine Kriegerin heiraten, steigt er automatisch in seinem Ansehen ab. Zumindest lauten so die strengen Regeln der Jati. Gegründet wird das System auf den Regeln des Hinduismus. Unberührbare – so wie Aditya – haben ihren Platz außerhalb dieses Systems. Sie sind die einfachen Arbeiter, jene die die Arbeiten machen, für die sich die anderen zu fein sind, oder mit denen etwas schmutziges, unehrenhaftes verbunden wird: häufig werden als Beispiel Totengräber genannt, oder Reinigungskräfte. Mit dem Kampf um die Unabhängigkeit von den Briten 1947 gründeten die Unberührbaren eine Bewegung, die ihnen in der Verfassung Gleichberechtigung garantieren sollte – ihr Führer war Ambedkar, ein Unberührbarer der dank der Großzügigkeit eines Mughals in England Jura studieren konnte und zum Buddhismus konvertierte, weil dieser keine Hierarchie wie die Jati vorsieht. Mit Ambedkar gaben sich die Unberührbaren einen neuen Namen, mit dem sie sich heute noch identifizieren: Dalit. Aditya hat auch Ambedkar zum Vorbild. Als ihn eine europäische Studentin einmal fragte, welcher Religion er angehöre, antwortete er mit: „Buddhismus. Aus politischen Gründen.“ Außer ihm hat die Pointe kaum einer verstanden, aber Abgrenzung ist ihm wichtig. Ambedkar spielte eine entscheidende Rolle bei der Definition der Verfassung und sicherte den Dalits gleiche Rechte zu, darüber hinaus sorgte er für das System der

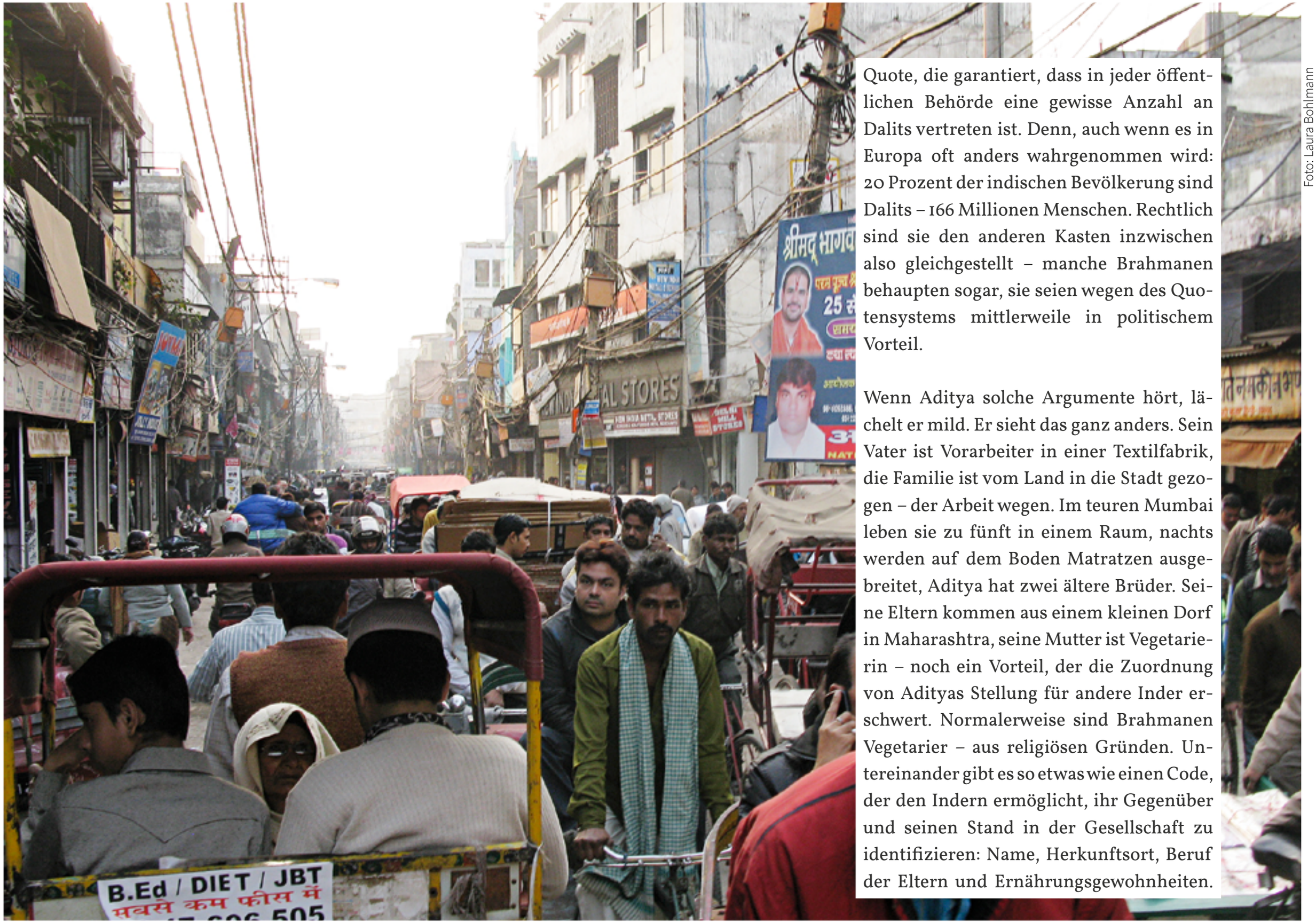


Foto: Laura Bohlmann

Quote, die garantiert, dass in jeder öffentlichen Behörde eine gewisse Anzahl an Dalits vertreten ist. Denn, auch wenn es in Europa oft anders wahrgenommen wird: 20 Prozent der indischen Bevölkerung sind Dalits – 166 Millionen Menschen. Rechtlich sind sie den anderen Kasten inzwischen also gleichgestellt – manche Brahmanen behaupten sogar, sie seien wegen des Quotensystems mittlerweile in politischem Vorteil.

Wenn Aditya solche Argumente hört, lächelt er mild. Er sieht das ganz anders. Sein Vater ist Vorarbeiter in einer Textilfabrik, die Familie ist vom Land in die Stadt gezogen – der Arbeit wegen. Im teuren Mumbai leben sie zu fünft in einem Raum, nachts werden auf dem Boden Matratzen ausgebreitet, Aditya hat zwei ältere Brüder. Seine Eltern kommen aus einem kleinen Dorf in Maharashtra, seine Mutter ist Vegetarierin – noch ein Vorteil, der die Zuordnung von Adityas Stellung für andere Inder erschwert. Normalerweise sind Brahmanen Vegetarier – aus religiösen Gründen. Untereinander gibt es so etwas wie einen Code, der den Indern ermöglicht, ihr Gegenüber und seinen Stand in der Gesellschaft zu identifizieren: Name, Herkunftsort, Beruf der Eltern und Ernährungsgewohnheiten.

Deswegen vermeidet Aditya, allzu viel Persönliches zu verraten. „Ich möchte wegen meiner Leistung geschätzt werden, nicht auf meine Herkunft reduziert.“ Inzwischen hat sich die Gesellschaft insofern geändert, dass es auch sehr reiche Dalits und sehr arme Brahmanen gibt. Das macht sie durchlässiger, lässt Grenzen verschwimmen. Ein Vorteil für junge Menschen wie Aditya.

Er habe oft einfach Glück gehabt, sagt er. Seine Mutter sei fortschrittlich gewesen und wollte, dass ihre Söhne auf die englisch-sprachige Schule gehen, nicht auf die Mahrati-Schule wie üblich. Das war der Grundstein für Adityas Erfolgsgeschichte. Weil er der jüngste in der Familie war, hatte er so etwas wie den Nesthäkchen-Bonus und konnte machen, was er wollte, erklärt er. Seine beiden Brüder haben die Vorstellungen der Eltern erfüllt, einer ist Banker, einer arbeitet in der IT-Branche, beide sind verheiratet und haben Kinder. Aditya wollte lieber studieren, mehr erfahren, etwas ändern. Er machte seinen Bachelor in Mumbai. Politikwissenschaften, was sonst. Dann, sagt er, ist er übermütig geworden und hat sich an der Jawaharlal-Nehru-Universität, kurz JNU beworben für seinen Master. Er hatte Glück, wurde genommen. Die JNU ist eine staatliche Hochschule in Delhi, aber die beste in ganz Indien für die Geisteswissenschaften – deswegen sind die Studiengebühren nicht so hoch wie an den Privatuniversitäten, auf die viele aus der High-Society gehen. Hier lernt Aditya zum ersten Mal so etwas wie politischen Aktivismus kennen. Das Campusleben wird geprägt von Studentenparlamenten, viele von ihnen leninistisch-marxistisch. Das ist dem jungen Mann zu extrem, aber ihm gefällt es, Teil der Entscheidungsfindung zu sein, er wird Studentenvertreter, macht sich einen Namen.

Und dann entscheidet er sich, nach den Sternen zu greifen. Er bewirbt sich auf eine Doktorandenstelle und ein damit verbundenes Stipendium in Oxford. Seine Kommilitonen hätten ihn damals nicht ernst genommen, nicht geglaubt, dass einer wie er genommen werden würde, sagt er. Aber Aditya hat das Gegenteil bewiesen. Wenn er das im Schein der Kneipenkerze und über seinem Bierglas erzählt, wird er sichtlich stolz. Er habe sich einfach durchgeboxt, sagt er. Inzwischen ist er 31 Jahre alt, hat seinen Doktor längst in der Tasche, in Harvard und Yale geforscht und eine Festanstellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter an einer der renommiertesten Universitäten Deutschlands. In Europa sagt er, fühle er sich freier. Hier sei er einfach Mensch, Doktorand aus Indien. Aditya eben.

Aditya ist stolz auf seinen Lebensweg, aber er möchte nicht, dass ein falscher Eindruck entsteht. „Meine Geschichte ist die Ausnahme von der Ausnahme.“ Für die meisten der Dalits bedeute ihr gesellschaftlicher Status noch immer, dass sie wenig respektiert würden und kaum Chancen hätten, ein lebenswürdiges Leben zu leben. Mangelnde Bildung ist eines der Hauptprobleme – und die Stigmatisierung durch die eigenen Landsleute.

Aditya möchte etwas zurückgeben von dem Glück, das er erfahren hat. Er möchte Vorbild sein. Deswegen hat er mit einem Freund aus Mumbai – ebenfalls Dalit – einen Verein gegründet, der in den Slums der Metropole Kinder aufklärt. Sie gehen in die Schulen, erklären, wie wichtig es ist, englisch zu lernen, helfen bei den Hausaufgaben. Ihre eindringlichste Botschaft: „Es liegt an euch.“

ich andere
und
andere bin
ich
ich sind
andere
BOM
BON

Ich habe meine Homosexualität versteckt

Martin Märtens

Foto: © Sundance Communications

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Jorge Gonzalez scheint die gute Laune für sich gepachtet zu haben. Wenn der 1,80 Meter große Kubaner in seinen High Heels auftaucht, sorgt seine Erscheinung in der Regel für erhöhte Aufmerksamkeit. Es ist Show, seine Show, die der 46-Jährige in vollen Zügen genießt. Er bekennt sich offen zu seiner Homosexualität und liebt es, damit in der Öffentlichkeit zu kokettieren. Als Kind und Heranwachsender hingegen konnte er sich nicht ausleben. Er galt im Kuba der 70er und 80er als „anders", wie er selber sagt. Der heutige Modelltrainer und Moderator musste sich sogar ein zweites Ich zulegen, um seine Familie vor Repressalien zu schützen.

Wann haben Sie gemerkt, dass Sie „anders" sind?

Jorge Gonzalez: Das war sehr früh in meiner Kindheit, bereits im Alter von drei oder vier Jahren. Ich habe nicht die gleichen Spiele wie die anderen Kinder gespielt und ich habe mich auch schon sehr früh für Sachen interessiert, die den anderen Jungen egal waren.

Haben Sie ein Beispiel?

Na klar, sehr viele. Ich habe schon als ich noch ganz klein war damit angefangen, mit den Schuhen meiner Mutter und denen meiner Oma zu spielen. Ihr Schmuck und ihre Schminke faszinierten mich. Zu Hause galt es für mich immer ein großes Theater zu inszenieren. Darin war ich immer entweder die Prinzessin oder die Königin. Ich glaube, ich wusste schon damals, dass ich homosexuell bin.

Wie ging es Ihnen als Heranwachsendem auf Kuba?

Es war sehr schlimm, Homosexualtät war auf Kuba verboten. Ich wurde schikaniert und diskriminiert. Auf Kuba war es, zumindest zu der Zeit, als Erwachsener lebensgefährlich sich zu outen. Aber auch als Kind war es alles andere als leicht für mich, weil die Leute eben schon bemerkten, dass ich anders war. Ständig gab es Kommentare auf der Straße wie: „Lieber einen Kriminellen als einen Homosexuellen zum Sohn". Ich habe die Welt damals nicht mehr verstanden. Und ich habe mir Sorgen um meine Familie gemacht, das sie dadurch Probleme kriegen könnte.

Und was haben Sie da gemacht?

Ich habe mir ein zweites ich aufgebaut. Das hat mich stark gemacht. Ich wollte den anderen da draußen beweisen was ich alles kann und dazu musste ich in allem was ich machte besonders gut sein. Ich habe meine Homosexualität versteckt und mir Beschäftigungen wie den Literatur-, den Sport- oder den Tanzclub gesucht. Im Alter von elf Jahren sprach ich bereits Englisch. Ich war kein normales Kind, ich wollte besser sein als die anderen Kinder, mich beweisen.

„Lieber einen Kriminellen als einen Homosexuellen zum Sohn"

Wie ist ihre Familie mit ihrer Homosexualität umgegangen oder hat sie das nicht gewusst?

Erst einmal: Ich habe eine ganz liebe Familie. Meine Eltern haben es nicht gemerkt, weil sie und ich immer so beschäftigt waren. Dafür hat meine Oma es, als ich zehn Jahre alt war, herausbekommen.

Wie kam sie darauf?

Ich hatte damals Fotos von meinen Lieblingen Alain Delon und Julio Iglesias gesammelt und unter meiner Matratze versteckt.

Foto: © Sven Darmer

Die hat sie gefunden. Sie hat dann meine Hand genommen sie gedrückt und gesagt: „So wie du bist, bist du gut.“ Das war für mich wie eine Befreiung. Ich wusste, dass sie es weiß, aber sie hat es nie kommentiert.

„So wie du bist, bist du gut“

Fühlen Sie sich heute immer noch als „anders“?

Nein, ich habe meine innere Freiheit mit meinem Ticket nach Europa gefunden. Ich durfte zum Studieren in die damalige Tschechoslowakei. Auf Kuba hatte ich große Probleme mit den Atemwegen, ich habe eigentlich immer nur durch ein Nasenloch geatmet, das andere war immer zu. Als ich in Prag gelandet bin konnte ich zum ersten Mal in meinem Leben durch beide Nasenlöcher atmen. Ich fühlte mich zum ersten Mal frei. Ich konnte zum ersten Mal so sein, wie ich wirklich bin und musste nichts von mir verstecken. Danke Europa.

3 Straßen weiter

Sabine van Lessen

Woanders da hinten, - drei Straßen weiter, schüttet ein Ehemann Wasser in das Gespräch mit seiner Frau.

Im Vordergrund sagt der andere Mann: „Wenn ich ganz langsam gucke, kann ich sehen, wie die Erde sich dreht.“ Dann schweigt er den Mond. Das hässliche Kind sieht ihn an, den Fremden. Eine Mutterfrau streichelt über den Kindkopf - bis er schön wird. Danach wechseln die Passanten die Seite.

Im Flur riecht es vertraut, - sind wir schon Zuhause? Der Mondschein erhellt den Drucker, der die Bilder des Schlafes - aus der vergangen Nacht - zu Boden fallen lässt. Jetzt geht das Licht aus.

Collage: Sabine van Lessen und Bearbeitung Kelke van Lessen

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Abrechnung:
1 + 1 = weiß

Annica Müllenberg

Foto: Annica Müllenberg (Umschlag, Fraulein Jacobs funktioniert nicht)

Gestaltung: www.ire-bremen.de

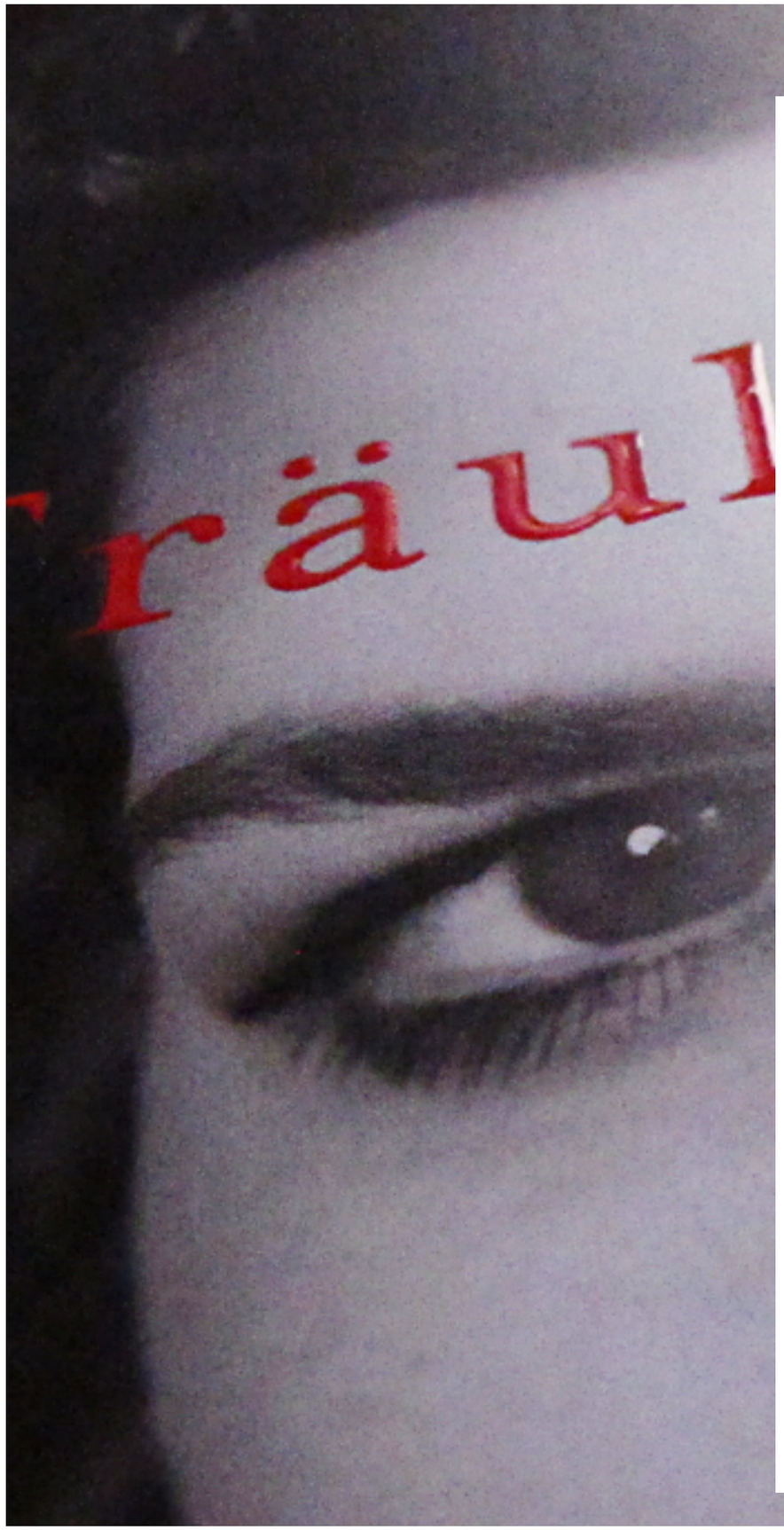
Man muss nicht aus einem fernen Land eingeschifft sein, eine exotische Sprache sprechen und kreative Kleidung tragen, um anders zu wirken. Das Fremde erscheint oft genug gleich neben dem tief Vertrauten und gilt selten als einzigartig, sondern eher als andersartig.

Viele Menschen verstecken sich in einem genormten Einheitsbrei, um mit der Masse zu schwimmen und nicht auffällig zu sein, weil es einfacher erscheint. Wenn man jedoch nicht ins Raster passt und zum Normalsein gezwungen wird, kann das Leid verursachen.

Erlebt hat es Louise Jacobs, ein Spross aus der Bremer Kaffeedynastie. Als Nachfahrin der Unternehmensbegründer wuchs sie wohl behütet in der Schweiz mit fünf Geschwistern auf. Eine vermeintlich sichere Zukunft vor Augen, war die Messlatte der Eltern hoch angelegt. Was soll schon schief gehen mit diesem Familiennamen? So einiges, wie die 31-Jährige in ihrem Buch „Fräulein Jacobs funktioniert nicht“ beschreibt. Die schulische Laufbahn entpuppte sich für das sensible Mädchen als Horrortrip. Schon wenige Wochen nachdem die Zuckertüte ausgeleert war und die ersten Buchstaben geschrieben werden sollten, zogen die Lehrer ihre Diagnose: Mit Louise stimmte etwas nicht. Sie schrieb von A bis Z spiegelverkehrt und unleserlich. Das laute Lesen bedeutete unglaubliche Anstrengung und geschriebene Zahlen geisterten wie Hieroglyphen durch ihren Kopf. Ist 43 größer als 34? Ein unlösbares Problem in ihren Augen.

Es folgte eine Odyssee von Therapien und Nachhilfeunterricht, einem Kind der Jacobs-Dynastie war die Laufbahn eines Schulversagers nicht gestattet. Experten sahen sogar krankhafte Züge im Verhalten des Mädchens, das sich schwertat, wie seine Klassenkameraden das Alphabet zu nutzen, um Worte zu bauen und mit Zahlen die Menge des Taschengeldes zu ermitteln. Mit Argusaugen glaubten die Experten eine verkrampfte Stifthaltung, Linksäugigkeit, Realitätsverlust und Hörprobleme zu erkennen. Doch auch Horchtraining, Mal- und Sprechübungen ergaben keinen Erfolg – für Louise blieben drei plus sieben ein Rätsel. Niemand vermochte es, in sie hineinzusehen und den richtigen Schalter umzulegen – Louise funktionierte nicht, sie tickte anders. Diese Gewissheit offenbarte jedes weitere Schuljahr. Vergessen war das fröhliche, aktive Mädchen, das im Kindergartenalter mit Begeisterung die

Foto: Annica Müllenberg (Umschlag, Fraulein Jacobs funktioniert nicht)



Berge erklomm und die Natur entdeckte. Die Leiden der Rechen- und Rechtschreibschwäche breitete sich wie ein schweigender Mantel über Louise aus – ein Makel, der sie zum Außenseiter machte. „Warum bekommt Louise keine Noten für die Mathearbeiten?“. Eine Antwort hatte auch die Betroffene dafür nicht. Die Experten erklärten dafür umso wortreicher und verklausulierter: Man wolle dem Kind die Motivation am Unterricht nicht verderben. Es solle sich auf das Wesentliche konzentrieren: Mathe, Lesen, Schreiben, von morgens bis abends. Der Kunstunterricht und Wandertage fielen dafür aus dem Stundenplan. Was keiner ahnte; Das kleine Mädchen beschäftigte sich weit intensiver mit den Zahlen- und Wortkonstruktionen als ihre Mitschüler es taten. Die Ergebnisse, die durch Subtrahieren und Addieren entstanden, waren nicht nur Schriftzeichen, sondern hatten Charaktere und Eigenschaften. Jacobs hegt Sympathien und Abneigungen für Zahlen. Zum Beispiel mag sie die Neun und hasste die schwarze Sieben. Die Eins ist grau, die Zwei weiß und die Drei grün. Jacobs denkt in Bildern – jede Rechenaufgabe kam als Kind einem Gemälde gleich. Sieben schwarze Katzen minus eine blaue Neun, die bis zur Hüfte im Wasser steht. Ähnlich kreative Auswüchse erlebt sie mit Worten, hinter denen sich fast immer ein Begriff oder eine Situation verbirgt.

Es ist eine andere Art zu denken, die Louise Jacobs jedoch nicht abhält, zum Ziel zu kommen. Wenn auch mit größter Anstrengung, da sie stets konventionelle Lehrmuster absolvieren musste. Heute hat sie einen Weg gefunden, in den attestierten Schwächen Talente zu sehen. Sie ist zwar kein Glied des Unternehmens-Imperiums geworden, wohl aber eine angesehene Autorin. In ihrem dritten Buch beschreibt sie in knappen Sätzen, wie schmerzhaft die Erfahrungen waren, anders zu sein. Trauer, Trotz und Stolz, aber auch Wissensdurst einer ganz und gar nicht denkbehinderten jungen Frau spiegeln sich in den Worten. Jacobs öffnet mit den Beschreibungen über ihr Inneres eine neue Welt der Erkenntnis. Ihr anderer Blick auf die Dinge öffnet hoffentlich vielen die Augen, die meinen, es gäbe nur einen richtigen Weg zum Ziel. Gerade die Abkehr von der Norm lässt Raum für Kreativität und Fantasien.

Fotos:
Abgerechnet Louise Jacobs
credit Annica Müllenberg
BU: Das Cover von Louise Jacobs Buch.

Foto: Annica Müllenberg (Umschlag, Fraulein Jacobs funktioniert nicht)

Pennerglück

Song Lyrics

Kai Hennes

Er ist halt so'n Penner von der allerletzten Sorte
Er ist nur so'n Penner, ach da fehlen mir die Worte
Er trinkt schon früh am Morgen, killt mit Alkohol die Sorgen
Er fragt: „Hast du mal … ach, ham Se mal … oder hast du vielleicht nen Euro?"

Er ist halt so'n Penner von der allerletzten Sorte
Er ist nur so'n Penner, ach da fehlen mir die Worte
Er kotzt einfach auf die Straße, entleert öffentlich die Blase
Er fragt: „Hast du mal … ach, ham Se mal … oder hast du vielleicht nen Euro … OOODEEEEEER …

… ey, hast du mal nen Traum für mich
meiner ist mir längst schon abgehaun'
hat sich irgendwann versteckt
und ist seitdem spurlos weg
ey, hast du mal nen Traum für mich
so'nen Traum, um darauf aufzubaun'
mit allem Drum und Dran
sag mir wie, sag schon wann, sag, ach …
Hast du mal, ey haste mal, haben Sie vielleicht nen Euro?

Er ist halt so'n Penner
Er heißt Heinz und war mal Anwalt
War ein Gesetzeskenner
Dann kam er in diese Anstalt
Die Diagnose „Depression"
Der Stress zu hoch, wen juckt das schon?
…
Ach und kurz zuvor starb seine Frau
Seitdem ist er schon morgens blau,
Lalala lalalalaaaa, hast du mal nen Euro?

… oder, hast du mal nen Traum für mich
meiner ist mir längst schon abgehaun'
hat sich irgendwann versteckt
und ist seitdem spurlos weg
ey, hast du mal nen Traum für mich
so'nen Traum, um darauf aufzubaun'
mit allem Drum und Dran
sag mir wie, sag schon wann, sag, ach …
Hast du mal nen Euro?

Fremd

Martin Märtens

Bitte darauf achten,
dass die Tür immer
geschlossen ist.
Fremden Personen,
nicht so schnell
Zutritt zum Haus
gewähren.

Bitte darauf achten,
dass die Tür immer
geschlossen ist.
Fremden Personen,
nicht so schnell
Zutritt zum Haus
gewähren.

Die Anderen

Sönke Busch

Illustration: Sönke Busch

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Oft verstehe ich die Menschen einfach nicht. Immer diese Angst. Immer diese Dinge vor denen sie Angst haben. Ein Leben voller Angst. Ich kann mir das nicht mehr länger mit ansehen, das macht mich wahnsinnig. Ich kann mit ihnen nichts zu tun haben. Diese Menschen machen mich krank. Das klingt jetzt abwertende, aber, verstehen sie mich nicht falsch. Es stimmt wohl, dass es Menschen gibt, mit denen ich mich nicht umgeben möchte, und ich denke, dass ist auch mein gutes Recht.

Man könnte behaupten, ich würde die Menschen, deren Gesellschaft ich meide, aufgrund ihres sozialen Standes auswählen. Das stimmt auch, ist aber nicht der wahre Grund. Der Grund ist tatsächlich: Ich vermeide es, mit Menschen Umgang zu pflegen, die ich nicht verstehe. Und wenn es eine Sache gibt, die ich nicht verstehe, dann ist es Angst.

Wovor um alles in der Welt, haben die Menschen, und zwar vor allen Dingen die armen Menschen, wovor haben sie immer so eine verdammte Angst? Ich kann es nicht verstehen. Das ist doch vollkommen wahnsinnig. Die haben überhaupt nichts und dann auch noch Angst, genau das zu verlieren.

Ich bemühe mich doch, ich schau mir die doch an, so auf der Strasse oder wenn ich aus dem Kaffee heraus schaue. Aber ich verstehe die halt nicht. Wie so geprügelte Hunde laufen die über die Strassen, wie so geprügelte Hunde suchen sie irgendetwas, aber ich bin mir sicher, sie werden niemals herausfinden, was es ist, was sie suchen. Vielleicht suchen sie eine Heilung für ihre Angst. Aber das ist ja das Problem. Aus Angst kommt nur noch mehr Angst. Ich kann mir das echt nicht geben. Ich finde, es gibt keinen Grund Angst zu haben.

Ich finde, es gibt keinen Grund Angst zu haben.

Immer schau ich mir die Anderen an und denke mir, ich könnte ihnen helfen, ich könnte ihnen sagen, wie man es macht, wie man es schaffen kann, nicht mehr immer diese Angst vor der Welt und sich selber und der Zukunft zu haben. Ich könnte ihnen in einer viertel Stunde einfach so erklären, was sie tun müssten, um den Erfolg, den sie so dringend brauchen, zu erlangen. Ich könnte sie mir zur Seite nehmen und ihnen sagen, wie man es macht. Nämlich einfach machen. Machen kommt von machen. Es muss einfach gemacht werden. Und dann könnte ich noch sagen: “Sei einfach du selbst!!!”

Aber vielleicht käme ich mir dann komisch vor. Ich muss an den alten Satz denken: “Manchmal ist es das gemeinste, was ein Mensch tun kann, einem anderen zu raten, ganz er selbst zu sein.”

Ich will ja gar nicht anfangen von dem alten Gequatsche bezüglich “Sollen sie Kuchen essen, wenn sie kein Brot mehr haben!”. Das nervt mich. Grundsätzlich bin ich ein Anhänger der Idee “Fordert nicht Brot und Arbeit, fordert doch lieber Kuchen und Freizeit!”.

Aber zurück zum Thema, warum ich bestimmte Menschen einfach nicht mag. Wie ich gesagt habe, das hat überhaupt nichts damit zu tun, dass ich vielleicht ein bisschen mehr Geld hätte als die. Oder halt einfach ein bisschen besser wäre. Und an der Bildung kann es auch nicht liegen, die meisten, die da draußen auf den Straßen vor sich hin lottern, haben ein besseres Abitur als ich, ach was rede ich, überhaupt ein Abitur, überhaupt mal einen Schulab-

schluss! Früher habe ich mir immer gedacht, das ist es doch. Machste dein Abitur, dann deine Uni, und dann am Schluss, weisste worum sich alles dreht und dann gehst du wissend durchs Leben. Aber wissen sie was, soll ich ihnen mal was sagen: Bubkes!

“Fordert nicht Brot und Arbeit, fordert doch lieber Kuchen und Freizeit!”

Der Moment, an dem ich bemerkt habe, dass ich erwachsen bin, war der Moment, an dem ich zum allerersten Mal bemerkte, dass niemand, und ich wiederhole das gerne, niemand eine Ahnung hat, was er überhaupt tut. Also, wie er durchs Leben schreitet, wie das alles irgendwie zusammenhängt, was das alles soll, worum es denn überhaupt geht. Ein Wahnsinn, wenn ich so zurück denke. Das muss man sich mal vorstellen, kennt ja jeder.

Als ich ein Kind war, und den Erwachsenen dabei zusah, was sie so tun, wusste ich instinktiv ganz genau, dass diese Erwachsenen, sein es meine Eltern, sein es andere, absolut und zu einhundert Prozent wussten, warum sie taten was sie taten. Ich wusste instinktiv, dass sie sich dem Sinn und der Folge ihrer Aktion ohne irgendeine Frage zu einhundert Prozent bewusst waren. Aber wieder: Bubkes.

Der Moment der Adoleszenz war tatsächlich, als ich merkte: Die Anderen haben genau so viel Ahnung wie ich von der Welt und von dem, was sie tun, nämlich: Null. Ja, ganz richtig, Zero, Nada, niente, nix. Würden die Leute von der Straße jetzt zu mir kommen und mich fragen, wie dieses Gelotter und Gelunger auf der Strasse für sie aufhören könnte, würde ich ihnen sagen: Du musst einfach viel mehr so tun, als wüsstest du etwas. Als könntest du etwas. Als hättest du auch nur im geringsten eine Ahnung von dem, was du tust. Denn eigentlich geht es bei Geld und Anerkennung nur um eine Sache: Um Verantwortung. Darum, Verantwortung für Dinge zu übernehmen. Verantwortung für sich selber, denn das ist genau das gleiche, wie Verantwortung für alles andere. Und immer lächeln.

Ich als Mensch könnte den anderen diese ganzen Dinge erklären. Gar kein Problem. Ich könnte das den Anderen erklären! Aber will ich das wirklich? Einem Fremden unsere kleinen Geheimnisse erklären? Ist doch besser, wenn ich das für mich behalte.

Stellen sie sich mal vor, alle, die so sind wie ich, würden jetzt nach Afrika gehen und denen erzählen, das wir unser Geld, unseren Lebensstandart, unseren Luxus gemacht haben, indem wir ihn uns einfach genommen haben. Die wissen ja nicht mal, dass die sich für uns umbringen. Ist ja wahrscheinlich auch besser so. Ist doch besser, wenn wir warten dass die selbst drauf kommen. Dann können wir ja immer noch Entschuldigung sagen. Ist doch in Ordnung. Ich

Foto: Sönke Busch

meine, wer will was machen. Für wen sollen Asien und Afrika denn sonst arbeiten? Die werden sich ja wohl kaum selbst einstellen.

Vielleicht ist es wirklich das Beste, wenn wir das alles ein bisschen unter der Hand halten.

Aber dennoch, es juckt mich in den Fingern. Wenn ich im Café oder Restaurant sitze und die Anderen sehe, oder auch schon wenn ich mit meinen Jungs ein Bier trinken gehe, dann juckt es mich schon, denen, die es nicht geschafft haben, einfach so ein gutes Leben zu schenken. Nur mit Worten. Nur mit Informationen. Nur indem ich ihnen Mut mache. Ich weiss, wie es funktioniert. Ich weiss, wie man es schafft.

Ich weiss schon ganz genau, wie es sich anfühlen wird. Guck mal, ich steh hier in der Lounge, und so ein Lumpie/Student/Versager hat sich hier mit rein geschmuggelt. Da steht er so an der Bar, und bezahlt sein Hemelinger mit Kleingeld. Er wühlt mit so ganz schwarzen Nägeln in seinen ekeligen Hosentaschen herum und findet nur Kupfergeld. Zum Glück hat er schöne Augen und der Barkeeper lässt sich erweichen.

Zum Glück hat er schöne Augen und der Barkeeper lässt sich erweichen.

Aber ich wüsste ganz genau, wie es wäre, dem jungen Mann nun einen Arm um seine schmächtige, verlorene Schulter zu legen und ihm zu sagen, “Du, du kommst jetzt nämlich mal mit.” und dann würden wir raus gehen und in meinen richtig geilen BMW steigen, und dann fahren wir ans Meer, nach Dangast, zum Penis, mit dem BMW bis an den Strand ran. Und vor der Fahrt von Bremen aus stelle ich ihm eine Frage: “Was willst du mit deinem Leben erreichen?”, aber dann verbiet ich ihm das Maul und dann wird auf der Fahrt nicht geredet, und immer wenn er reden will, dann droh ich ihm im Spass eine Ohrfeige an und er hält den Mund.

Dann, wenn wir an den Strand fahren, steige ich aus, und wir schauen auf die vom bleiernden Mond beschwerte See, und dann frage ich ihn noch einmal: “Was ist das, was du willst?”

Und dann beginnnt er zu antworten, aber ich schneide ihm das Wort ab, denn er hat keine Ahnung, was er will. Er glaubt, er weiß es, aber er weiß es nicht, denn er kann es noch gar nicht wissen. Weil er gar nicht wissen kann, wie viel er noch gar nicht kennt, wieviel es überhaupt gibt, von dem er noch gar nicht weiß, dass er es wollen kann. “Das life ist crazy. Wie so ein Rollercoaster” sag ich zu ihm. “Einfach fucking crazy.” Und dann schaut er mich an und ich hau ihm so hart wie ich kann mit der flachen Hand in den Nacken, so das er mit den Knien in den Sand sinkt und schwer ausstöhnt. Dann versucht er auf zu springen, aber ich packe

Foto: Sönke Busch

ihn hinten an der Kapuze seines peinlichen Studentenpullovers und stelle ihn wieder neben mir auf.

“Das life ist crazy”, sag ich noch einmal zu ihm. “Siehst du das Meer?” frage ich, und zeige mit weiter Geste auf das Meer. “Yes.” sagt er und ich sage, mach mal die Augen zu, und er macht die Augen zu, und ich sage, “Was siehst du?” und er sagt “Nichts” und ich schau ihn an, pack mir seinen Kopf und drück ihm ganz langsam, aber bestimmt auf die Augäpfel. Als Kind hab ich mir immer gerne auf die Augen gedrückt, so das da diese flimmernden Sterne waren.

Ich schrei dem Lump in die Ohren: “Die Sterne die du jetzt siehst, die kannst du mal erreichen, wenn du das wirklich willst!”. Dass schreie ich ihm ins Ohr, während er die Lippen zu weißen Strichen zusammenpresst.

Warum wehrt der sich denn nicht? Seltsamer Typ. Kein Wunder, das er so weit unter mir steht. Wirklich kein Wunder.

Auf den Knien wackelt er vor mir rum, ich die Daumen in seinen Augenhöhlen, ich drücke gar nicht mehr so fest, der Druck, den ich mit den Daumen auf seine Augäpfel lege wird immer geringer. Die Umklammerung meiner anderen Finger löst sich und sehr langsam geht mir auf, dass ich überhaupt nicht mehr meine Daumen in seine Augen presse, sondern dass er mit seinem gesamten Körpergewicht seine Augäpfel gegen meine Daumen drückt. Ich muss aufpassen, dass ich nicht rückwärts umfalle aufgrund des Druckes seiner Augen.

Kein Wunder, das er so weit unter mir steht. Wirklich kein Wunder.

So steh ich da, weit nach vorne gelehnt, als einzige Stütze die Augen des Typen, der es leider nicht geschafft hat. Ich wende meinen Blick zur Seite, schaue auf das Meer, lasse den Blick zum Horizont schweifen und blinzle in die Sterne. Es geht mir gut. Vielleicht braucht es Menschen wie mich, Menschen, die echte Sterne sehen können, vielleicht braucht es Menschen wie mich, die dem kleinen Mann von der Strasse von den echten Sternen erzählen können.

Denn er kann es nicht. Er kann die echten Sterne nicht verstehen. Er ist dazu nicht in der Lage. Aber er muss es auch gar nicht. Er ist ein Teil der Maschine, nicht Teil des Kontrolleinheit. Er ist nur ein kleines Teil. Und würde einer wie ich einem wie ihm die echten Sterne zeigen, dann wäre das gleichbedeutend mit seiner Zerstörung. Im Wissen um die wahren Sterne, könnte er nicht mehr als Teil der Maschine funktionieren. Er braucht die falschen Sterne um in dem Motor Leistung bringen zu können, den ich und meine Leute zu immer neuen Höchstleistungen anpeitschen. Wir nehmen keine Rücksicht. Wir brauchen die volle Leistung. Wir wollen zu den Sternen. Zu den echten Sternen. Und es ist klar, dass wir das nicht im ersten Gang schaffen. Der Motor geht bei voller Leistung Stück für Stück kaputt, und wenn wir erstmal da sind, ist von den Originalteilen nichts mehr vorhanden. Und trotzdem, trotzdem sind wir diesen Teilen des Motors, diesen Teilen der Maschine dankbar, dass sie uns so selbstlos in Richtung der Sterne gebracht haben. Sie brachten uns zu den echten Sternen, während sie den Sternen nach jagten, von denen wir ihnen erzählt hatten.

So steh ich am Meer, ich schau hinab, auf meine Daumen, sehe dort den Jungen, der es im Leben nicht schaffen kann, ich sehe, wie meine Daumen immer tiefer in seine Augenhöhlen dringen, und ich merke, wie sich seine Tränen in meinen Nagelbetten sammeln. Es sind Tränen der Dankbarkeit.

Er ist kein anderer. Er ist keiner von den Anderen. Er ist einer von mir. Ein Teil meines Körpers, Teil meiner Maschine. Die ich brauche. Ich brauche ihn, wie er mich braucht. Ich habe keine Angst. Ich bin ihm ebenfalls dankbar. Wir steigen wieder in den BMW und fahren nach Hause. Ich küsse ihn fordernd zum Abschied.

Foto: Sönke Busch

Ein Suppen-engel-tag

Yvonne Janetzke

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Neustadt, St. Jakobi Kirche, 12 Uhr

Regen.
Kühle Tropfen, die in schneller Folge auf immer dunkleres Pflaster fallen, Jacken, Kapuzen und Fahrräder glänzen lassen, die Bewegungen der Leute beschleunigen. Kisten voll belegter Brote werden zu den Bäckerfahrrädern geschleppt, fest verschlossene Kaffeekannen und ein sechzig Liter fassender Topf voll heißer Suppe.
Manchmal gibt es Kuchen oder eine Süßspeise dazu, manchmal Pizza, immer Obst- sowie grünen Salat. Die Luft ist kühl, aber noch nicht kalt, der Herbst ist im Anmarsch, austrocknende Blätter färbend und dem Straßenleben jeden illlusorischen Hauch romantischer Freiheit entziehend. Straßenleben ist hart, es ist bitterkalt, einsam und gefährlich, besonders für die Frauen. Winternächte sind lang, so viel länger als im Sommer, so viel kälter als noch Monate zuvor.
Ein paar Ehrenamtliche gehen, andere kommen, um auszuliefern, was den Vormittag hindurch geschnippelt und gekocht wurde. Rentner, Studenten, Berufstätige und feste Mitarbeiter des zum Teil sehr unbeständigen und aus vielen Teilen bestehenden Teams. Rufe hallen durch die Luft, die Kellen fehlen noch, kein Problem, sie sind schnell geholt und werden neben dem Topf verstaut. Ein paar Minuten bleiben noch, Wind setzt die hohen Tannen in Bewegung, Tabakpäckchen und Kaffeebecher werden gezückt, die Bank an der Vorderseite des roten Backsteingebäudes bleibt heute leer.

12:45 Uhr

Aufbruchszeit zum ersten Ziel, Domsheide, Ecke McDonald‘s.
Kaffeereste werden runtergekippt, Zigaretten ausgedrückt, letzte Brotbissen runtergeschluckt. Die Fahrräder werden zugewiesen, der Anhänger samt Suppentopf ist zwar der unbeliebteste, doch der wichtigste. Ein junger, kraftstrotzender Mann und als fester Mitarbeiter bereits dran gewöhnt, steigt auf den Sattel, etwas weniger muskelbepackte Personen, insbesondere weiblich, radeln lastenfrei hinterher. Am Werdersee geht es lang, immer geradeaus, Blick auf die gekräuselte Wasseroberfläche und Trauerweiden am gegenüberliegenden Ufer, deren Zweige sanft und träge über das Wasser streichen.

13:00 Uhr - plus minus fünf Minuten

Domsheide, Ecke McDonald‘s

Straßenbahnen kreuzen hin und her, Hunde, Passanten und Fahrräder füllen die Bürgersteige, so dass mehr schlecht als recht ein Durchkommen ist. Freundliches Beiseitetreten sowie unwirsche Blicke über die Schulter und stures Nichtbeiseitetreten zu gleichen Teilen. Der Regen hat nachgelassen, schwer und grau schließen dunkle Regenwolken das Sonnenlicht aus. An die Wand über den Lüftungsrosten von McDonald‘s gelehnt die erste Kundschaft, ein kleiner Hund ist mit dabei und tollt herum, kennt die fünf Tage die Woche vorbeiziehende Truppe bereits. Zweimal Suppe, einmal Salat, aber nur Obst, drei mal Brote, nee, nur Käse, und Kaffee, Kaffee immer. Es dauert nicht lange, bis das eigene Gesicht wiedererkannt wird und man Teil der Gruppe ist, deren Weg seit geraumer

Foto: Bremer Suppenengel

Zeit bloß noch ein kleines Stück durch die Sögestraße führen darf. Weil der Anblick belegter Brote und eines geöffneten Suppentopfs die Hochglanzsicht auf Schaufensterauslagen verdürbe. Hunger passt nicht zu Konsum.

13:30 Uhr, Wallanlagen, kleines Wäldchen

Beim Überqueren der Straße wird gewunken, eine Menschentraube wartet bereits unter den üppig beblätterten Kastanien, einige stehen, einige sitzen auf den Bänken. Eine halbe Stunde wird hier ausgeteilt, in alte und junge, grobe und gepflegte Hände, Kaffee „so schwarz wie meine Seele“ geht literweise weg. Hier bleibt etwas Zeit für kurze Gespräche, man erfährt von Krankheiten oder Alltagsproblemen, wer zwar eine Wohnung zur Verfügung hat, jedoch keine Ambitionen, sie auch zu nutzen. Und auch, wem diese Möglichkeit nicht bleibt, wer dem Winter sorgenvoll mit kaputtem Schlafsack entgegensieht. Ein kleines Heft wird geöffnet, Name und Wunsch notiert, ob es auch noch Isomatten gäbe, ja, zwei seien da. Wann wird sie mitgebracht? Nächste Woche. Nächste Woche wieder hier. Dankbarkeit, ein Hauch Erleichterung.

14:00 Uhr, Mittagspause

Zwanzig Minuten für Kaffee und verschnaufen, sammeln der Eindrücke, Gesichter, angerissenen Geschichten. Wieso verlässt eine Frau Mann und Tochter, wie geht es einem Teenager, der seinen Vater gelegentlich beim Pfandsammeln am Bahnhof trifft, nie in seiner Wohnung, und die Mutter gar nicht sieht? Verzweiflung und Weinumnebelung im einem anderen Augenpaaar, so blau, so traurig, das Gesicht hager und gebräunt vom Straßenleben. Ein Mensch, der nichts erzählen möchte, der sich jedes Mal bedankt, wenn er einen weiteren Kaffee holt und man selbst einen Moment schlucken muss. Überfüllt von Geschichte wirkt er, welche Erfahrungen liegen in dieser Seele, welcher Verlust, er erzählt nie etwas, kommt freundlich und geht ebenso. Bis zum nächsten Tag. Einige sind selten da, viele jedes Mal.

14:30 Uhr, Hauptbahnhof

Monatsende am Hauptbahnhof, große Nachfrage, Amtgelder sind aufgebraucht und die nächste Überweisung steht noch aus. Freundliche Gesichter in der Warteschlange, harte Gesichter, es ist viel zu tun und nicht jeder hat Geduld, schneller als man denkt, lernt auch die freundlichste Person ein rigoroses „Nein!“, anders geht es nicht, denn die ruhigen zurückhaltenden bleiben auf der Strecke. Trotz ständigen Wiederholens, dass Gelbe Säcke keine Suppe halten, fliegt eine fast volle Schüssel in den Müll, schlecht gezielt, da die Hälfte außen runterläuft.

15:30/45 Uhr

Direkter Rückweg, Abspülen, Aufräumen, Bis morgen dann, Macht‘s gut! und die obligatorische Feierabendzigarette.

Da sich auch die Suppengengel veränderten

Foto: Bremer Suppenengel

Umständen anpassen müssen, findet die Essensausgabe seit November gegenwärtig in leer stehenden Räumlichkeiten des Lloydhofs statt, eine gute Stunde lang werden die Mägen im Warmen und Trockenen gefüllt, Tische, Stühle, die das Ganze auf den ersten Blick wie eine normale Kantine wirken lassen, in der Suppen- engel wie Kundschaft nicht der Witterung ausgesetzt sind. Die räumliche Trennung beider Seiten und das sich zum Teil vor dem Gesicht befindende Plexiglas schaffen dabei allerdings eine Distanz, die bei der Radverteilung nicht spürbar ist. Ein Ende des Austeilens im Lloydhof ist noch nicht festgelegt, je nachdem, wie die Mehrheit der Kundschaft entscheidet, bleibt man dort oder wechselt im Frühjahr wieder ins Freie. Die Route jedoch wurde geändert, am Hauptbahnhof, der dann ersten Station, wird lediglich eine halbe Stunde gehalten, am Wall fünfundvierzig Minuten und die Mittagspause entfällt, wodurch der Arbeitstag ein wenig kürzer wird.

Denn wie sinnvoll die Arbeit auch sein mag, am Ende eines Arbeitstages weiß man, was getan wurde. Und verspürt nicht immer Lust, ein weiteres Brot zu schmieren.

Unbekannte Variable

Annica Müllenberg

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

In anderen Dimensionen zu denken ist für Heinrich Päs ein Ansporn. Geltende Regularien stellt der Professor der theoretischen Teilchenphysik infrage und beleuchtet sie von einer anderen Seite. Nachdem er bereits davon überzeugt ist, dass Zeitmaschinen funktionieren könnten, forscht der Bremer, der an der TU Dortmund lehrt, nun zu der Frage, warum uns die Zukunft fremd ist.

Annica Müllenberg:
Herr Päs, gelten Sie in der Physik als Exot?
Heinrich Päs: Mit meiner These schon. Ansonsten forsche ich an für das Fachgebiet normalen Fragestellungen.

Wie kamen Sie auf die Thematik?
Ich habe mich lange mit dem Faktor Zeit beschäftigt und über Zeitmaschinen nachgedacht. Nach und nach kam ich zu der Erkenntnis, dass es verwirrend ist, sich nicht an die Zukunft erinnern zu können. Aus Witz habe ich meinen Freunden ab und zu davon erzählt, mittlerweile forsche ich zu dem Thema.

Warum können wir uns also nicht an die Zukunft erinnern und kennen sie nicht?
Weil wir zu kleine Köpfe haben.

Was hat das mit Köpfen zu tun?
Theoretisch gesehen müssten Menschen, die die Zukunft kennen und beispielsweise wissen, dass im nächsten Moment ein Stein vom Himmel fällt, dem sie ausweichen können, ein sehr viel größeres Gehirn haben, um all die Informationen verarbeiten zu können. Um mit Informationen aus der Zukunft die gleiche Vorhersagekraft zu haben, benötigt man ein größeres Gehirn.

Hieße das, mit dem schicksalhaften Wissen könnte man dem Tod immer entkommen und würde unsterblich?
Eben nicht, es verhält sich genau anders. In einer Computersimulation haben wir zwei Gruppen von Individuen untersucht, eine hatte das Wissen über die Zukunft, die andere nicht. Das Ergebnis war, dass diejenigen mit dem Wissen über die Zukunft eher aussterben würden, weil sie die Menge der Informationen nicht verarbeiten konnten – das Hirn wäre zu klein. Da in der Zukunft mehr Unordnung, die sogenannte Entropie, herrscht, braucht man mehr Infos, um sie zu beschreiben.

Sie haben neulich über Ihre Theorie referiert. Wie kam die These an?
Mein Vortrag war der ungewöhnlichste von allen. Aber das Thema wurde erstaunlich positiv und ernst aufgenommen.

Was sagen Ihre Kollegen, wenn Sie Ihnen Ihre These erklären?
Sie finden es ein wenig verrückt. Die gängige Meinung ist ja, dass man sich nicht an die Zukunft erinnern kann, weil sie eben noch nicht da ist. Die natürliche Reaktion darauf ist aber zu kurz gedacht, weil man nur denkt, die Zukunft wäre noch nicht da, es könnte aber auch andersherum sein.

Im Februar erscheint die Übersetzung von Heinrich Päs' populärwissenschaftlichen Buchs „Die perfekte Welle" in allen englischsprachigen Ländern: „The Perfect Wave".

Fotos: Unbekannte Variable Heinrich Päs credit Annica Müllenberg

BU: Heinrich Päs verdeutlicht seine Erklärungen an einer Tafel in einer Bar mit Gleichungen.

Foto: Annica Müllenberg

Holländer für eine Nacht

Annica Müllenberg

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Loren Lang lebt seit 1975 als Amerikaner in Deutschland. Wenn er nach Hause in die Staaten fliegt, denkt er manchmal zu deutsch. Ist er in Deutschland, fehlt ihm dann und wann die Weite der Natur wie im Bundesstaat Washington. Doch das kulturelle Durcheinander in seinem Kopf war nie ein Problem. Fremd fühlte er sich jüngst nur an einem ihm sehr vertrauten Ort: auf der Bühne. Als Kammersänger des Theater Bremen ist ihm das gleißend warme Licht der Scheinwerfer normalerweise vertraut: Wie aus einer normalen Probe ein Holländer im Holzfällerhemd wurde.

Wie fühlen Sie sich zwischen den Kontinenten?
Manchmal ein bisschen heimatlos.

Herr Lang, Sie sind mit viel Naturverbundenheit an der Westküste der USA im Bundesstaat Washington aufgewachsen. Zu Ihren Freunden zählen Fischer und Bauern. Wie kamen Sie auf den Beruf des Opernsängers, wenn Sie doch hätten Cowboy werden können?
Meine Eltern haben jahrelang im Kirchenchor gesungen. Beide spielten, wie auch meine Großmutter, Klavier. Mein Vater hat bis ins hohe Alter Violine im Orchester gespielt. Eine meiner Schwestern ist ebenfalls Opernsängerin. Die andere singt begeistert in einem Chor. Auch eine Verwandte war Opernsängerin, eine andere gibt Klavierabende. So unbegreiflich ist es da nicht, dass ich Opernsänger geworden bin. Meine erste Oper habe ich in Seattle gesehen im Alter von 19 Jahren. Es war Puccinis „Tosca“. Die ganze Szenerie hat mich so begeistert, dass ich dachte, das will ich auch machen. Heute singe ich selbst den Part des Barons Scarpia in „Tosca“.

Fühlten Sie sich fremd, als Sie eines abends plötzlich von einer Minute auf die nächste den Part des Holländers übernehmen mussten?
Ich arbeite zwar seit Langem an der Partie des Holländers, habe sie aber noch nicht in voller Länge auf der Bühne gesungen. Für die nächste Spielzeit war ich für den Part vorgesehen, trotzdem war es eine besondere Situation. Schon allein die Zufälle, die dazu führten, dass es zu dem Auftritt kam, waren speziell, denn eigentlich hatte ich frei an dem Abend. Aber ich bekam nachmittags einen Anruf und wurde für eine „La Traviata“-Probe bestellt. Nach dieser wollte ich meine Jacke holen und gehen, also den Arbeitstag beenden. Dann kam mir der Holländer-Sänger Carsten Wittmoser entgegen und sagte: „Ich habe keine Stimme mehr.“ Da war der erste Akt gerade vorbei. Er hat mich gefragt, ob ich übernehmen könnte.

Und Sie haben sofort zugesagt – das war mal ein besonderer Auftritt, oder?
The show must go on – man hätte die Besucher sonst nach Hause schicken müssen. Zwar hatte ich schon eine sehr anstrengende Probe hinter mir und den Part lange nicht angesehen, aber ich habe sofort zugesagt.

So wie Sie waren, sind Sie auf die Bühne gegangen?
Ja, mit Wanderschuhen, Bluejeans und Flanellhemd. Der Chorleiter lieh mir noch sein Jackett. Und dann habe ich mich mit dem Notenpult an den Bühnenrand gestellt. Der eigentliche Holländer, Carsten Wittmoser, agierte szenisch weiter und ich sang für ihn. Der Dirigent wusste natürlich auch nicht, was los war. Er gab den Einsatz, stutzte kurz, als die Stimme von der Seite kam, und dirigierte weiter. Auch einige Orchestermitglieder haben kurz nach oben geschaut.

Gab es Reaktionen im Publikum?
Die Leute haben sich auch gewundert, ja.

Mit Bluejeans und Wanderschuhen auf der Bühne, das war sicherlich eine Premiere.
Ja, es war keine Zeit, auch nur in den „Traviata"-Anzug zu schlüpfen. Ich habe gerade noch fix meine Frau angerufen und gesagt, dass es später wird, weil ich den zweiten Teil des Holländers singen muss. Dann habe ich die Noten genommen und ehe ich mich versah, war ich der Holländer.

Aber Ihre Frau hat nicht über das Handy mitgehört, oder?
Nein, sie hat sich noch schnell auf den Weg gemacht und kam ins Theater. Den dritten Akt hat sie dann gesehen. Ich wusste aber nicht, dass sie extra in die Stadt gefahren kommt. Normalerweise schaut sie sich jede meiner Partien an, diese Mal hat es sich doppelt gelohnt.

Wie ist die Vorstellung gelaufen?
Ich war trotz der Hektik nicht sehr angespannt. Gott sei Dank lief es sehr gut.

Ein Auftritt wie kein anderer. Wie war es nach der Vorstellung?
Es versammelten sich Chorleute und sogar die Kolleginnen von der Maske am Bühnenrand und gratulierten mir im Anschluss.

Der Applaus hatte sicherlich eine ganz neue Bedeutung…
Es war ein Highlight meiner Laufbahn, ich werde es nicht vergessen, zumal ich auch ein wenig zum Helden des Abends avancierte. Während einer laufenden Vorstellung musste ich noch nie einspringen.

Haben solche Partien Nachwirkungen? Proben Sie nun beim Kochen und Duschen zu Hause den Holländer?
Hobbysänger singen beim Kochen oder unter der Dusche. Ich erarbeite meine Partien am Klavier.

Fotos: Holländer für eine Nacht Loren Lang credit Annica Müllenberg

BU: Loren Lang vor dem Theater am Goetheplatz.

Warten auf den Tag XX

Viola Diem

Foto: Viola Diem

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Das Hormon Östrogen bewirkt Brustwachstum, eine hohe Stimme, Weiblichkeit. Das ist alles, was Connie will. Connie braucht nicht die Schönste zu sein, die Begehrenswerteste, Erfolgreichste. Hauptsache Frau.

Sögestraße, Bremen. Ein junger Mann, der seine Freundin beim Dessouskauf begleitet, sitzt auf einem Hocker neben den Umkleidekabinen des Wäscheladens. Sein Blick schweift von der linken zur rechten Wand. Links: Sylvie in schwarzer Wäsche. Rechts: Sylvie in roter Wäsche. Schwarz, rot, schwarz, rot. Für die Herren, die in das Geschäft kommen, gibt es keine Spielecke, sondern Sylvie van der Vaart, die in dreifacher Lebensgröße von Plakaten herablächelt und demonstriert, wie eine Frau in Unterwäsche aussehen kann. Schwarz, rot, schwarz, rot.

Als die 24-jährige Connie mit einem weißen BH in den Händen durch die Gänge geht und das Sortiment in Rosa ansteuert, blickt der junge Typ auf. Er vergisst Sylvie, ist wieder im Hier und Jetzt. Er mustert Connies Gesicht, den dünnen Körper in der Daunenjacke, die damenhaften Beine in Strumpfhosen und Stiefelette und lässt die Gehirnzellen arbeiten. Was stimmt hier nicht?

Chromosom XY

Als Connie 1989 geboren wird, freuen sich die Eltern – amerikanischer Professor und eine Schweizerin – über ihr erstes Wunschkind. Es ist ein Junge mit Namen Konstantin.

„Ich bin mit einem Penis und zwei Hoden auf die Welt gekommen. Das war der Grund für meine Eltern, mich wie einen Mann zu erziehen."

Mit 14 Jahren – die Familie war gerade von Texas nach Bremen gezogen – probierte Konstantin zum ersten Mal die Kleider seiner Mutter an. „Zieh' das aus!", tobte der Vater. „So etwas machen Männer nicht!" Trotzdem schlich Konstantin sich immer wieder in das Schlafzimmer der Eltern. „Ich wusste plötzlich, dass ich eine Frau sein will, dass ich falsch bin in diesem Körper." Heute kennt Connie für dieses Gefühl die Fachbezeichnung. Sie ist eine Transfrau – eine Frau, geboren im Männerkörper. In Deutschland ist die genaue Anzahl transidenter Menschen nicht bekannt. Man schätzt, es sind mehr als 10.000, nur etwa 300 wagen pro Jahr den Schritt in die medizinische Behandlung. „Vor meiner Jugend hatte Geschlecht keine Bedeutung. Ich spielte sowohl mit Mädchen als auch Jungen und keiner Gruppe fühlte ich mich mehr zugehörig als der anderen."

Connies Finger durchsuchen die zarten Bügel, bestückt mit Büstenhalter, nach einem Exemplar in der richtigen Größe. „Umfang 80, Körbchengröße A. … Da!“ Der BH ist rosa mit schwarzer Spitze und Kissen in den Körbchen. Die sollen dort nachhelfen, wo der liebe Gott gegeizt hat. „Ich bin nicht so ein Mädchen-Mädchen“, sagt Connie. „Knallig pink wäre nicht mein Geschmack.“ Mit zwei Mal 80A mit Spitze und passendem Slip geht Connie in Richtung der Kabinen, vorbei an dem glotzenden Typ auf dem Hocker. Sie wählt die Umkleide ganz links.

Erste Pubertät

Connies Pubertät als Konstantin war befremdlich. Breite Schultern, tiefere Stimme, Bartwuchs, Haare auf der Brust. „Und das da zwischen meinen Beinen, das einfach nicht zu mir gehört.“ Je weiter die Pubertät fortschritt, umso mehr entfernte sich Konstantin von dem, was er sein wollte: eine Frau. Doch ein paar feminine Züge hatte Connie auch schon als Konstantin. „Ich bin nicht besonders groß und habe schöne, volle Lippen. Mit meinem Gesicht bin ich ganz zufrieden. Meine Visagistin sagt mir immer, ich habe Glück, dass sich keine sonderlich harten Gesichtszüge entwickelt haben.“

Connie spricht mit amerikanischem Akzent und in einer Weise, als würde sie am Hofe Konversation mit dem Adel halten. Langsam, punktiert, mit hoher Stimme und Ausdrücken, die nur in Lehrbüchern zu finden oder schon längst in Vergessenheit geraten sind. Regelmäßig streicht sie sich umständlich die braunen Löckchen hinter das Ohr – als handele es sich um eine unbändige Haarpracht. „Ich bin schon jetzt abgerundeter in der Persönlichkeit und nicht mehr so stumpfsinnig wie als Mann.“ Wenn Connie in der Innenstadt steht, Wollmütze über das Haar, eine Hand in die Hüfte gestemmt, das Bein leicht abgeknickt, sieht sie von hinten aus wie eine Frau.

Konstantin verhielt sich seine ganze Jugend, wie es die Eltern von ihm verlangten. Er studierte mit Anglistik und Linguistik am Ende sogar das, was die Eltern sich wünschten. „Ich war ein richtiger Macho! Und hatte nur das Eine im Kopf … wie ein Tier.“ Heute glaubt Connie, dass Konstantin so irgendwann aufgeflogen wäre. „Ich wäre als Mann zum Totalausfall geworden. Ich habe mich selber unterdrückt und wurde immer aggressiver und unausgeglichener.“ Pause. „Ich war eine Mischung aus Tarzan, einer Heulsuse und einem akademisch gebildeten Vollidioten. Vielleicht ist das jemand, der gar nicht leben sollte.“

Zweite Pubertät

Mit 21 Jahren, bereits im vierten Semester, stellte sich Konstantin von einem auf den anderen Tag als Constanze vor. Kurz: Connie. Während für ihre Kommilitonen die Pubertät weitestgehend beendet war, schaffte sich Connie ganz bewusst eine zweite. Sie begann sich mit Kosmetik einzudecken und die Augenbrauen zu zupfen. „Ich habe immer mehr Weiblichkeit in mein Leben geschmuggelt. Und irgendwann stand ich mit zehn Zentimeter hohen Absätzen im Wohnzimmer meiner Eltern. Ganz subtil.“ Connie lacht so laut und plötzlich, dass es die Vögel in den Baumkronen aufschrecken könnte. Dann guckt sie ernst. Die kleine Schwester war angeekelt von ihrem großen Bruder und ist es bis heute. Der Vater spricht kaum noch. Trotzdem bleibt Connie im Elternhaus wohnen. Dort und in der Universität ist und isst Connie meist alleine. „Meine alten Freunde aus dem Studium sitzen in der Cafeteria hinter Kaffeetassen und Computern versteckt und halten sich für etwas Besseres. Sie nennen mich noch immer Konstantin. Dabei habe ich ihnen gesagt, Konstantin ist tot, schon lange tot.“

Foto: Viola Diem

Nach den ersten Erklärungsversuchen ihrer Geschichte, gab Connie auf. „Die Menschen denken immer, es gehe dabei nur um Sexualität. Dass ich also eine Frau sein möchte, weil ich auf Männer stehe. Aber das ist nicht weit genug gedacht. Ich stehe auf Frauen, genau wie früher.“ Nach und mit dem Outing schrumpft Connies Kosmos zusammen auf die Größe von sich selbst. Die Uni ist egal, zieht und zieht sich, die WG-Partys sind Vergangenheit. An Praktika, Auslandssemester oder Jobs verschwendet Connie keinen Gedanken mehr. Connie lebt nicht für das Jetzt. Sie lebt für die Zukunft. Sie existiert in dem Körper von früher für einen Körper im Später. Und dafür erträgt sie die Beleidigungen auf der Straße, die Einsamkeit zuhause und die Tatsache, dass noch so vielen Leuten das falsche Pronomen herausrutscht. Sie tauscht das Leben von Konstantin und bekommt dafür die Freiheit, das Gefühl ausleben zu dürfen, das Jahre lang auf den Ausbruch wartete. „Meine Eltern versuchten mir das auszutreiben, immer wieder. Und ich antwortete einfach: Ich bin, wie ich bin. Das klingt platt, ist aber vielleicht die einzig richtige Antwort.“

Arztbesuche

„Kann ich Ihnen helfen?“, kommt eine Verkäuferin um die Ecke. „Oh ja! Wären sie so aufmerksam, mir mit dem BH-Verschluss behilflich zu sein?“ Als Connie den Vorhang zur Seite schiebt, jagt der Verkäuferin eine leichte Nuance Schamesröte die Wangen hoch. Die Brusthaare hat Connie in den letzten Wochen nur unvollständig rasiert. Der Slip, den sie über der Unterhose anprobiert, ist etwas eng.

„Den Verschluss kriegen wir nicht zu“, sagt die Verkäuferin, beide Enden des Büstenhalters zwischen den Fingern. „Ich denke, Sie brauchen einen BH mit 85-er Umfang. Den hole ich Ihnen gleich.“

Connie nimmt sich Zeit. Zeit für das Anprobieren der Unterwäsche, Zeit mit den Antworten auf unangenehme Fragen, Zeit mit der Ofenkartoffel in ihrem Lieblingsrestaurant. Und auch mit dem Gang zum Arzt.

Erst drei Jahre nach dem Outing hatte Connie den ersten Termin bei einer Gynäkologin. Nun liegt ein Antrag auf Hormontherapie und tiefgehende psychologische Behandlung bei ihrer Krankenkasse. Beides sind notwendige Schritte, damit es zu einer geschlechtsangleichenden Operation kommen kann. Es ist noch ein sehr langer Weg. „Wenn ich richtige Brüste hätte, würde ich mich vielleicht auch mal ins Schwimmbad trauen. Bisher geht das nicht. Dort herrscht Geschlechtertrennung in ihrer reinsten Form.“

Die Eltern haben sich inzwischen von einem Arzt über „das seltsame Gebärden“ des Sohnes informiert. Es liegt, so die Überzeugung des Arztes, nicht an der Erziehung oder einer psychologischen Störung. Transidentität habe den Ursprung bereits vor der Geburt. Dann nämlich, wenn es in den ersten Monaten der Schwangerschaft zu einer zu hohen oder zu geringen Ausschüttung von Geschlechtshormonen käme. Er hielt seelische und körperliche Faktoren für nebensächlich. Die Mediziner streiten diesbezüglich noch.

Bei der Mutter sorgte das Gespräch für einige Einsicht. Bei dem Vater für noch mehr Ablehnung. „Er hat mir gedroht, sollte ich mich operieren lassen, geht er in die USA und kommt nicht zurück.“ Connie steht täglich mit mittellangen braunen Locken, Mascara, hohen Absätzen und Spitzenslip unter dem Rock im Wohnzimmer. Der Vater besteht trotzdem darauf, dass er einen Sohn hat. Und auch die Mutter kann noch nichts anfangen mit dem Pronomen ‚sie‘. „Solange in deinem Pass steht, dass

du Konstantin heißt, nenne ich dich so und nicht anders."

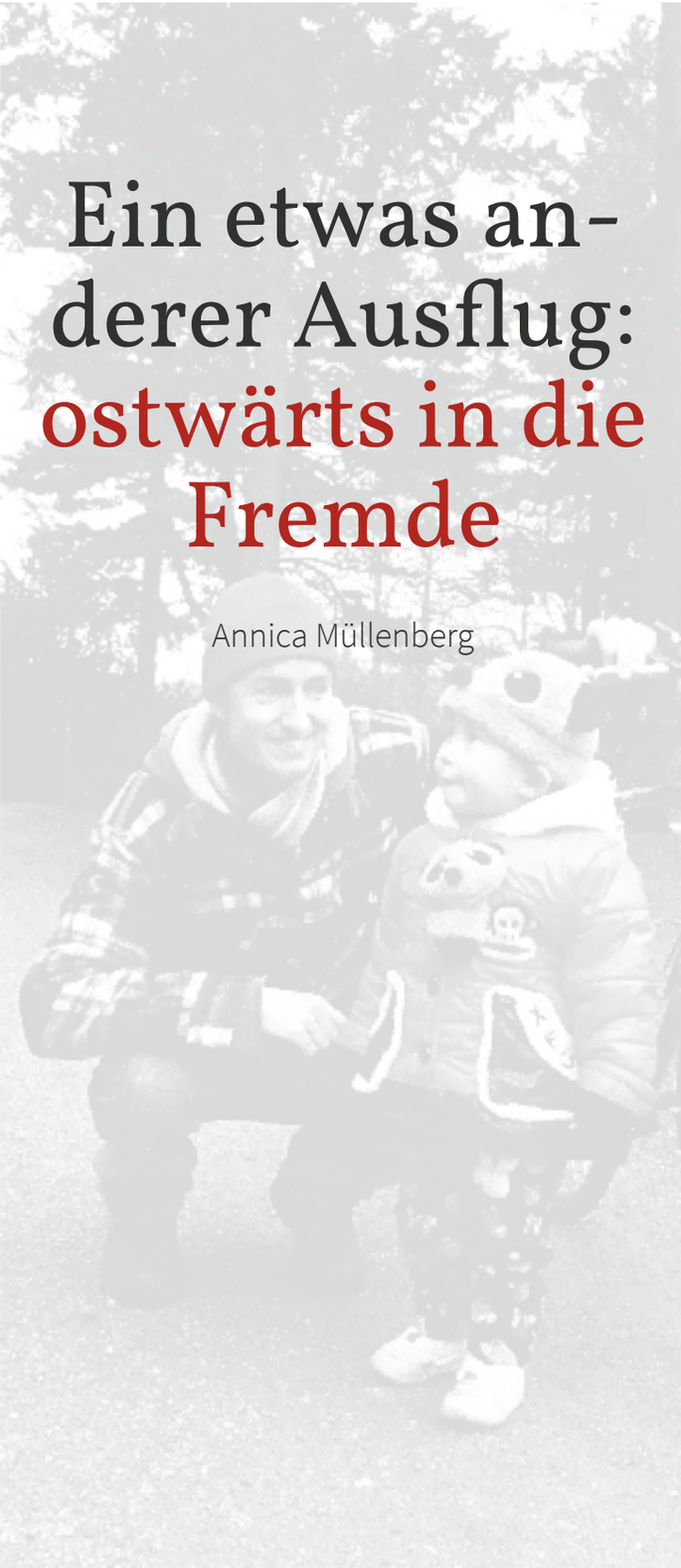
„Niemand."
Vergangenes Weihnachten musste Connie als Mann verkleidet in die Schweiz zu den Verwandten fahren. Die Mutter hatte Jeans und Hemd im Koffer für Sie dabei. „Sie wünschen sich so sehr einen normalen Sohn. Aber ich bin eben nicht normal, wer ist das schon? Niemand."

„Und, sitzt der besser?", fragt die Verkäuferin vorsichtig. „Gemach, gemach", vernimmt man dumpf von Connie hinter dem Kabinenvorhang. „Doch. Ja, der gefällt mir sehr."

Connie geht zur Kasse, zahlt fünfzig Euro für vier Teile Weiblichkeit und verlässt, vorbei an der strahlenden Sylvie van der Vaart, das Geschäft. Die spielte heute nur die zweite Geige. Schließlich war Connie da, um auf ihre Art zu zeigen, wie eine Frau in Unterwäsche aussehen kann.

Ein etwas anderer Ausflug: ostwärts in die Fremde

Annica Müllenberg



Er wollte den unbekannten Osten kennenlernen und einfach nur Rad fahren. Jurriën de Jonge, passionierter Radsportler, stieg 2001 in Groningen in den Sattel, sagte seiner Familie, er würde für einige Monate auf Tour gehen und fuhr der Kompassnadel immer in Richtung Osten nach. Die für ihn unbekannten Länder dieser Himmelsrichtung lockten mit Abenteuern und scheinbar unendlichen Wegen. Nach zwölf Jahren ist er nun fast wieder zu Hause.

Annica Müllenberg: Warum wollten Sie Osteuropa und Asien kennenlernen?
Jurriën de Jonge: Andere Touren, beispielsweise nach Portugal, hatten irgendwann immer ein Ende. Ich wollte mal in die Fremde fahren und nicht nach 2000 Kilometern wieder am Ziel sein, sondern nicht so genau wissen, wo ich lande. Es ist einfach genug Weg auf der Strecke. Die Länder in Richtung Osten waren mir bis dahin vollkommen fremd, deren Sprachen sowieso, das hat mich fasziniert.

War das ein Problem auf der Tour?
Nein, in keinem Land kam ich aufgrund der Sprachbarrieren nicht mit den Leuten in Kontakt. Das war eigentlich immer sehr leicht.

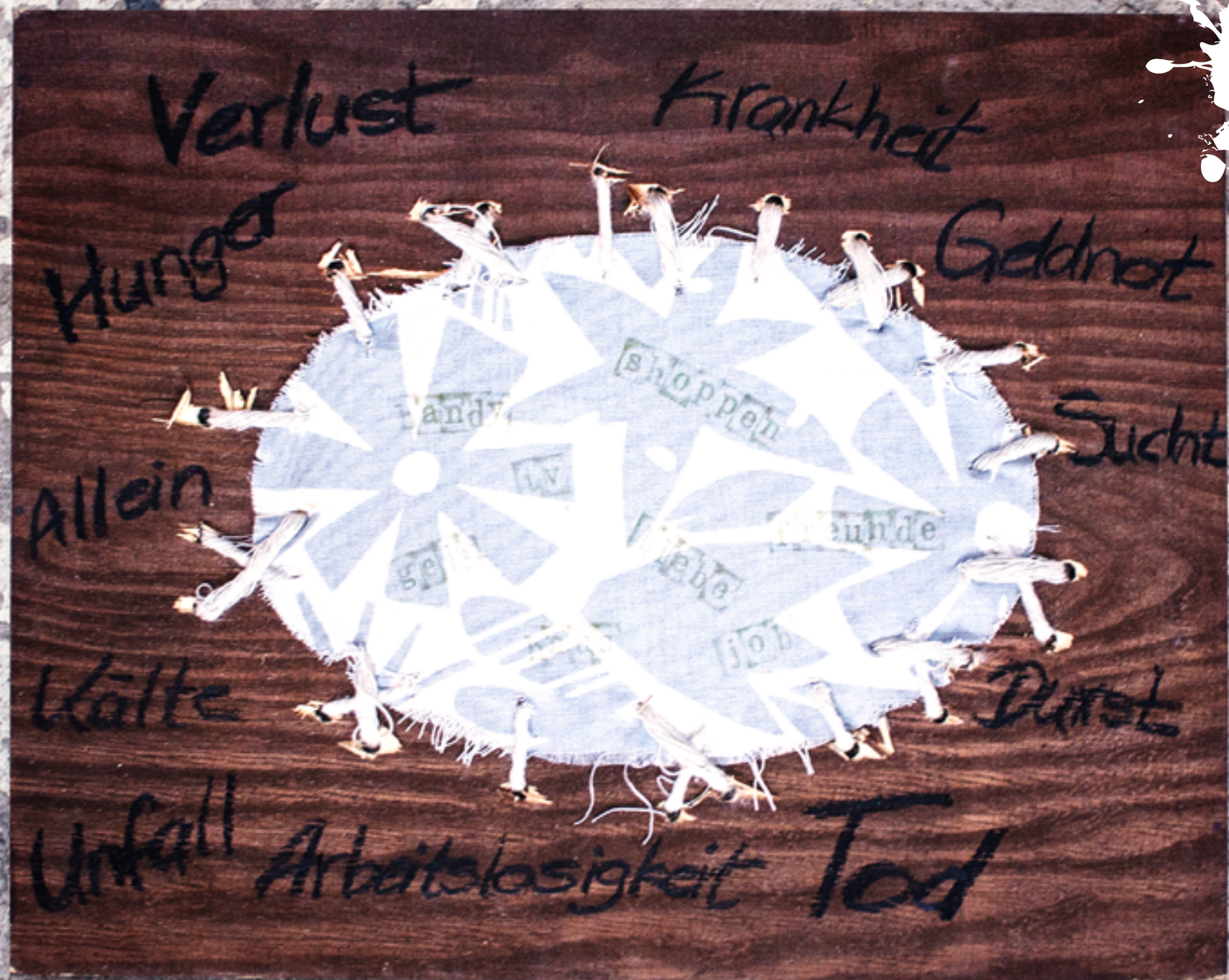
Sie mussten also keine andere Sprache lernen?
Doch, Mandarin. Meine Frau, die ich in China kennenlernte, stammt von dort und wir haben uns zuerst auf Englisch verständigt. Aber weil ich dann elf Jahre dort gelebt und gearbeitet habe, war es natürlich notwendig, die Sprache zu lernen. Sie hat mir sehr geholfen, mich einzuleben und Situationen zu verstehen.

Jetzt leben Sie erneut in einem fremden Land Deutschland. Wie fühlt sich das an?
Der Unterschied ist, dass wir, ich, meine Frau und meine Tochter, nun alle in einem anderen Land leben. Eigentlich wollten wir zurück nach Groningen, wo meine Familie lebt. Allerdings sind die Einreisebestimmungen für Nicht-EU-Angehörige wie meine Frau in den Niederlanden so kompliziert geworden, dass es nicht so einfach ist. Deshalb wohnen wir erst einmal in Bremen. Wir sind noch dabei, uns zurecht zu finden.

Foto: Anderer Ausflug Jurrien de Jonge - Annica Müllenberg

Foto: Annica Müllenberg

Gestaltung: www.ire-bremen.de


Verlust
Krankheit
Hunger
Geldnot
Sucht
Allein
Kälte
Durst
Unfall
Arbeitslosigkeit
Tod

Besten Dank

Kalle Co-Werkstatt

für die Ausrichtung des Abends

http://kalle-co-werkstatt.de

ebenfalls Dank an

Svenja Blobel

für die fotografische Begleitung des Abends

http://svenjablobel.daportfolio.com

Martin Märtens
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach diversen journalistischen Stationen arbeitet er mittlerweile als Redaktionsleiter für ein Stadtmagazin. Das größte Hobby neben Fußball und Musik: die Salz- und Frischwasserangelei.

Sigrun Strangmann
Es war der 22. September des Jahres 1981, als Sigrun zur Welt kam. Heute arbeitet sie als freie Fotografin in Bremen und Oldenburg und hat ihren Schwerpunkt auf People Fotografie gesetzt, inszeniert aber auch gerne Stillleben und Food.

www.sigrunstrangmann.com

Peter Gough
wurde 1975 in Dublin geboren wo er Kommunikations-Design, studiert hat. Er arbeitet seit 1996 in Bremen als Designer. Neben seiner selbstständigen Arbeit ist er ehrenamtlich im Vorstand des Klub Dialog und Lehrender an der Hochschule Bremen.

www.ire-bremen.de

Steffi Urban
kam 1972 im Ostharz zur Welt. Nach dem Mauerfall schlug sie zunächst die Beamtenlaufbahn ein, ehe sie sich für eine journalistische Laufbahn entschied. Heute arbeitet sie als Redakteurin, ist leidenschaftliche Fotografin, Kinobesucherin, Norwegenbesucherin, Norwegischlernerin, Klavierspielerin sowie Konzertgängerin.

Matthias Höllings
Der Plan war anfangs, als Maurer oder Rennfahrer sein Geld zu verdienen. Als das so nicht klappte, wurde er zunächst Diplom-Sozialpädagoge, um dann anschließend, nach einigen Stationen bei Stadtillustrierten, als Pressesprecher bei der Stadthalle in Bremen zu landen. Dort arbeitet der heute 61-jährige Beatles-Fan und bekennende Zugfahrer noch immer, auch wenn die Halle mittlerweile ÖVB-Arena heißt.

Annica Müllenberg
ist 1979 geboren und arbeitet seit 2010 als Redakteurin in Bremen. Sie hat in Leipzig und Bremen Politikwissenschaften studiert und interessiert sich besonderes für Themen rund um Theater, Kunst und Kultur.

Jörg Obernolte
kam 1970 in Lemgo im Kreis Lippe zur Welt. Der Diplom-Gestalter für Fotografie und Medien liest in seiner Freizeit gerne, versucht viel Zeit mit der Familie zu verbringen und liebt es, Kunst in seiner „Wunderkammer“ zu produzieren.

Julia Engelmann
wurde 1992 in Bremen geboren. Nach dem Abitur spielte sie zwei Jahre lang die Franziska Schubert in dem Daily Drama „Alles was zählt“ (RTL). Derzeit studiert sie Psychologie in Bremen und geht ihrem Hobby als Poetry-Slammerin nach.

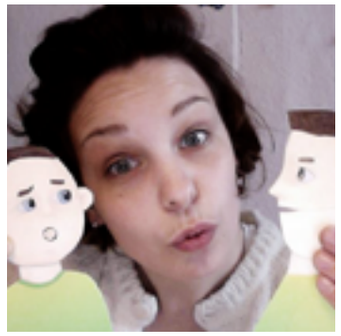
Tobias Meyer
arbeitet in einer Medienagentur für verschiedene Publikationen. Nebenbei studiert er Internationale Fachjournalistik an der Hochschule Bremen im sechsten Semester. Ab Juli ist das mit 22 Jahren jüngste Mitglied unseres Kollektivs ausgebildeter Redakteur.

Vanessa Salbert
beendet derzeit ihr Studium der internationalen Fachjournalistik an der Hochschule Bremen. Im April 1990 wurde sie in Delmenhorst geboren. Mit einem Zwischenstopp in London, arbeitet und lebt sie seit fünf Jahren in Bremen. Nebenbei schreibt sie für eine lokale Tageszeitung und einen Lifestyle-Blog.

Laura Bohlmann
wurde 1989 geboren und kam wegen des Journalistik - Studiums nach Bremen. Seit einem halben Jahr versucht sie sich als freie Journalistin im Norden. Während ihres Auslandssemesters in Indien hat sie ihre Liebe für den Subkontinent entdeckt und wird ab Oktober ihren Master in „Modern Indian Studies“ in Göttingen beginnen. Danach träumt sie von einem Reporterdasein in Indien. Noch ist sie skeptisch ob des Erfolgs.

Chris Helmbrecht,
Jahrgang1971, lebt – nach Stationen in New York und Teneriffa – seit zehn Jahren in Moskau. Nach einer Karriere als Bundespolizist und als einer der besten Extrem-Snowboarder Deutschlands, betreibt er heute eine Kreativagentur und gehört zu den bekanntesten Partymachern und DJs der Stadt. Sein Blog auf stern.de über das wilde Leben in der russischen Metropole machte Furore.

Max Vähling,
besser bekannt als Jähling, ist Diplomsoziologe sowie freiberuflicher Autor, Zeichner und Webdesigner. Er zeichnet Comicserien wie „Monsterjägerin Conny Van Ehlsing“ und „Reception Man“ und veröffentlicht – neben seinem Eigenverlag Dreadful Gate Productions – in Magazinen und Anthologien quer durch die deutschsprachige Independent-Szene.



Ann-Kathrin Radtke
wurde 1983 in Eutin an der Ostsee geboren. Seit sie 2011 ihr Design-Studium an der Hochschule für Künste erfolgreich beendet hat, arbeitet sie freiberuflich als Illustratorin, Cartonistin und Schnellzeichnerin. Sie ist Mitbegründerin von 16zumoin und liebt es, zu animieren und Charakters zu entwickeln. Portrait-Zeichnen, Yoga und Tanzen sind ihre liebsten Hobbies.

www.ann-kathrin-radtke.com

Lasse Timm
1977 geboren, seitdem - trotz einjährigem Ausflug nach Rotenburg - mit Bremen verwachsen. Liebt Musik. Spielt Trompete bei den bekloppten Mönchen. Mag die Buchte sehr. Legt gern Platten auf und organisierte die letzten Jahre viele Konzerte und Partys. Der Text im BOM13 #3 ist seine erste schriftliche Veröffentlichung seit seinem Metalfanzine „Burnout“ Mitte der 90er. Sozialarbeiter im Jugendamt. Hatte zum Zeitpunkt des Fotos pfeifendes Drüsenfieber und trägt sonst ne Brille.

Frank Schümann,
Jahrgang 1965, arbeitete als Redakteur unter anderem für das Delmenhorster Kreisblatt, das Westfalen-Blatt und Die Welt. Ist bekennender Rock-Fan, schrieb aber zwei Bücher über das Theater. Seit 2005 ist er als Pressesprecher für das Theater Bremen tätig.

Karin Mörtel
(Jahrgang 1979) lebt und arbeitet als freie Journalistin in Bremen. Eine der folgenden Sachen hat sie nie erlebt: Fallschirmsprung aus 3500 Metern Höhe, zehn Jahre Blockflötenunterricht genossen, ein Tag in Las Vegas verheiratet gewesen.

Sönke Busch,
geboren 1980, Privatier und Schriftsteller. Nach der erfolgreichen Absolvierung seiner herausragenden Schullaufbahn studierte Sönke Busch Filmregie in Wien. Es folgten langjährigen Studienaufenthalten in Berlin, St. Tropez , New York und Internet. Bald schon zog es ihn jedoch zurück in seine Heimatstadt, um sich ausgiebigst den seltsamen Vorkommnissen dieser besten aller Städte zu widmen.

Harald Grobleben
schreibt und komponiert eigene Texte und Songs auf deutsch und englisch. Er ist seit 2009 mit verschiedenen Programmen auf den Kleinkunstbühnen der Republik unterwegs. Dabei bewegt er sich vom Bossa Nova über Chanson bis hin zum Folksong und Blues.

www.harald-grobleben.de

Sven Förster
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach dem Studium der Sozialwissenschaften zog es ihn von Göttingen nach Frankfurt, wo er heute mit seiner Lebensgefährtin und seinen beiden Töchtern lebt.

Christian Rittershofer
lebt in Frankfurt/M. und ist Autor des Lexikons „Politik, Staat, Gesellschaft“ (Beck/dtv)

Sylvia Roth,
1972 im Schwarzwald geboren, wollte eigentlich Fahrradmechanikerin werden, studierte dann aber Musikwissenschaft und arbeitet seit elf Jahren als Operndramaturgin an verschiedenen Theatern dieser Republik. Sie liebt Kaugummiautomaten, Sushi, Tatort Münster und lebt trotz unstillbaren Heimwehs nach Lissabon gerne in Bremen.

Andreas Schnell,
Jahrgang 1967, lebt und arbeitet in Bremen als freier Journalist. Seine Magisterarbeit schrieb er über Erich Mühsams Theaterstück „Die Freivermählten“.

Gianna Lange
hat Silvester knapp verpasst und kam Anfang 1988 in Bremen zur Welt. Sie studiert Internationale Fachjournalistik und fragt sich schon lange, ob ein Literaturstudium nicht besser gewesen wäre. Antwort: vielleicht. Das Auslandssemester in London wurde zum lang ersehnten Ausflug in die Welt des Films und der Literatur. Seitdem mussten die journalistischen den kreativen Texten weichen und sie schreibt, wie es ihr passt: auf Englisch, auf Deutsch, kurz, lang, bitter, süß.

Kai Hennes
rockt … und erzählt dabei Geschichten. Witzig, provokant, skurril mit einer ordentlichen Portion Tiefsinn. Nur mit seiner Akustikgitarre, dazu deutschsprachigen Texten schafft er es das Publikum innerhalb weniger Momente in seinen Bann zu ziehen und aus der Bahn zu werfen. Reinhard Mey trifft Reinald Grebe trifft es fast, aber doch nicht ganz. Kai Hennes ist neu, ist eigen – eben ein moderner Liedermacher.

Sabine van Lessen
Am Meer geboren, schreibt am Fluss. Studium und Diplom der bildenden Kunst und Fotografie an der Hochschule für Künste in Bremen. In diesen Bereichen viele Preise und das, was man erfolgreich nennt. Seit 1998 fast ausschließlich der Literatur verschrieben. Charakteristisch für die literarische Arbeit ist die Lust an der Verknüpfung von Elementen aus unterschiedlichsten Kunstbereichen.

www.wortforschung.de

Viola Diem
ist in einem kleinen Dorf in Niedersachsen aufgewachsen. Dort hat sie fast ein Jahrzehnt bei Wind und Wetter Zeitungen verteilt, bis ihre eigenen Artikel irgendwann veröffentlicht wurden. Wie in alten Austräger-Zeiten ist auch heute das Fahrrad selbst bei Regen, Schnee und Sturm noch ihr liebstes Fortbewegungsmittel. Wenn sie im Haus sitzt, dann mit Freunden und Kaffee, zum Fußballschauen, Spanisch lernen oder Krimis lesen.

Yvonne Janetzke,
91 geb. in Bremen, studiert Kreatives Schreiben & Kulturjournalismus und ist Mitarbeiterin der Bremer Suppengengel. Sie mag Schildkröten, fließendes Wasser, Brücken und Zitrusfrüchte.

Svenja Blobel,
geboren 1992 in Wolfenbüttel, ist wegen ihrer Ausbildung zur Mediengestalterin im Februar 2013 nach Bremen gekommen. Neben der Arbeit im Betrieb hat sie, zusätzlich zu der Porträtfotografie, durch diverse Auslandsreisen ihre Leidenschaft für Reportage entdeckt und macht im Sommer einen Roadtrip durch Schottland, um Land und Leute besser kennenzulernen.

Sabrina Krämer
wurde 1984 in Siegen geboren. Nach ihrer Ausbildung und kurzem Zwischenstopp in Osnabrück studierte sie in Aachen Visuelle Kommunikation. Seit drei Jahren schlägt ihr Herz für den Norden. Sie arbeitet als Designerin in einer Bremer Agentur und für ihr eigenes kleines Label „binenschmiede“.

www.sabrina-kraemer.de

Impressum

Martin Märtens, Redaktion
Peter Gough, Gestaltung
Sigrun Strangmann, Fotografie
Jan Kranefeld, Programmierung
Steffi Urban, Redaktion & Fotografie
Matthias Höllings, Redaktion
Annica Müllenberg, Redaktion
Jörg Obernolte, Fotografie
Julia Engelmann, Redaktion
Tobias Meyer, Redaktion
Vanessa Salbert, Redaktion
Laura Bohlmann, Redaktion
Chris Helmbrecht, Redaktion
Max Vähling, Comic-Illustration
Ann-Kathrin Radtke, Titel-Illustration
Lasse Timm, Redaktion
Frank Schümann, Redaktion
Karin Mörtel, Redaktion
Sönke Busch, Redaktion
Josie Majetic, Redaktion
Harald Grobleben, Redaktion
Sven Förster, Redaktion
Felix Jongleur, Redaktion
Christian Rittershofer, Redaktion
Sylvia Roth, Redaktion
Andreas Schnell, Redaktion
Gianna Lange, Redaktion
Kai Hennes, Redaktion
Sabine van Lessen, Redaktion
Viola Diem, Redaktion
Yvonne Janetzke, Redaktion
Svenja Blobel, Illustration & Fotografie
Sabrina Krämer, Illustration

Kontakt: redaktion@bom13.de